



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 16/17 August 7, 1952

Köln: Bund-Verlag, August 7, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

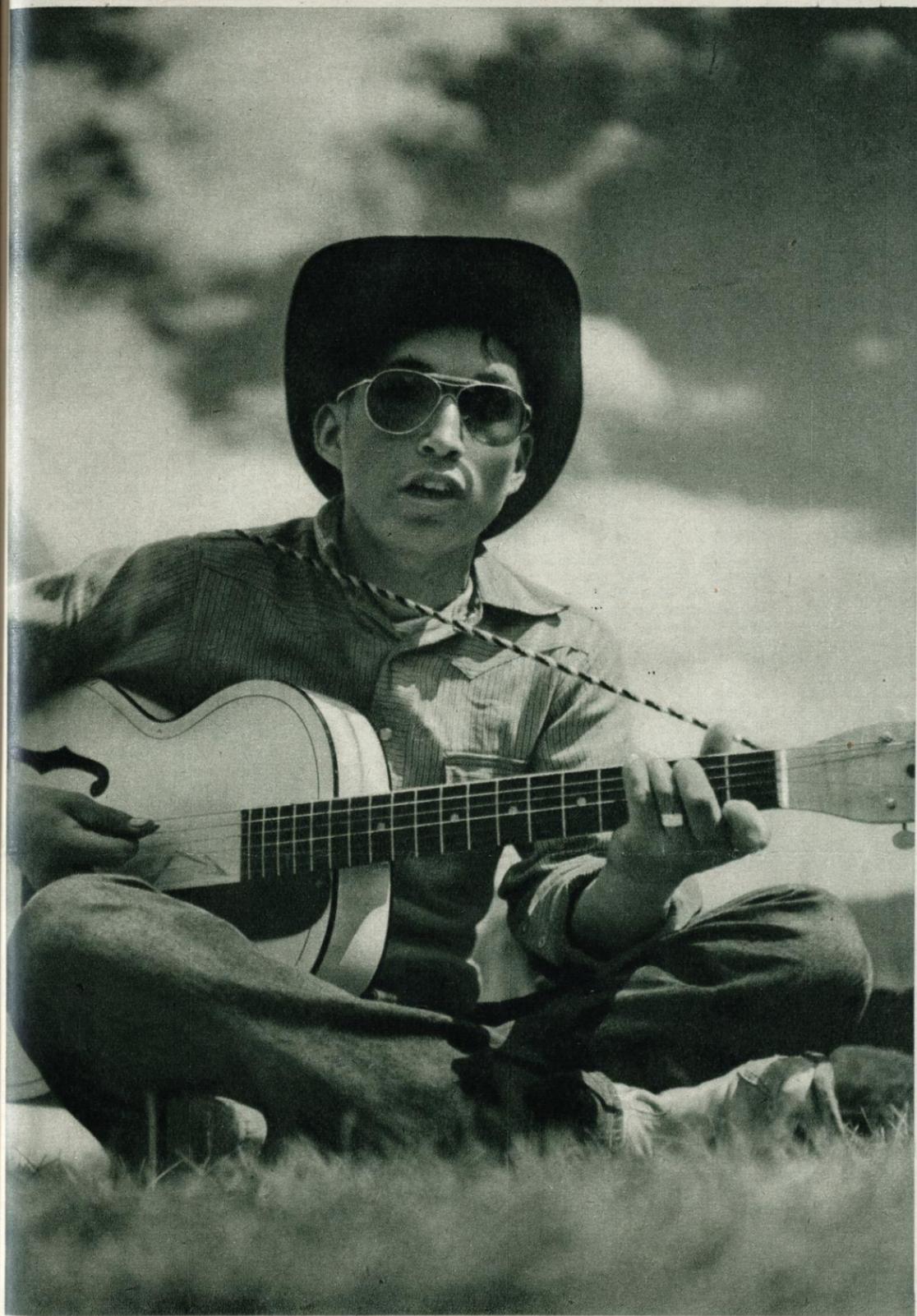
For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS



KANADA UND FRANKFURT

Der junge Indianer singt beim Treffen der Stonys in Kanada die alten Lieder seines Stammes. AUFWÄRTS war dabei. Wir bringen auf den Seiten 5 und 6 den ersten Teil unseres Reiseberichtes. Zur selben Zeit fand in Frankfurt das große Bundesjugendtreffen der Gewerkschaftsjugend statt. Lest auf den Seiten 9 und 10 unseren zweiten Bericht: „Am Rande geschehen.“ Fotos: Senn, Stetter



BARBARA

**Blonder Friedensengel aus Stuttgart
wohnt im dritten Stock und trampft
mit einem Groschen nach Helsinki**

Ein blondes deutsches Mädchen hat auf den Olympischen Spielen Sensation gemacht. „Leider“ — gesteht Barbara Pleyer. Keine Stabhochspringerin, keine Diskuswerferin. Vielmehr eine 23jährige Studentin aus Bad Cannstatt, wo sie drei Stock hoch mit drei Brüdern, drei Schwestern und der Mutter zusammen haust. Sie kam — wie unsere Leser wissen — auf die kuriose Idee, mit einem einzigen Groschen in der Tasche per Anhalter nach Helsinki zu trampeln, um da vor 70 000 Menschen ein in sieben Sprachen von ihr selbst verfaßtes Manifest für Liebe, Freundschaft und Frieden unter den Völkern zu verlesen. D. h., eigentlich hatte sie es sich anders gedacht. Sie wollte in weißem Kleid und mit brennender Fackel eine Runde durch die mächtige Sportarena laufen. Aber das tropfende Pech brannte ihr ein Loch in die Hand, und ein Wolkenbruch löschte ihr die Fackel. So hockte sie naß und enttäuscht auf einer Tribünenbank und ließ sich von einer mitleidigen Dame eine Apfelsine schenken. Bis sie doch noch den Mut fand, an das Mikrofon zu rennen. Aber weiter als: Ladies und Gentlemen... ist sie nicht gekommen. „Ich war ja körperlich so fertig“, gestand sie hinterher. Verhaftung, ärztliche Untersuchung, Verhör, Ausweisung — das war das Geschick des blonden Friedensengels aus

Stuttgart. Kein Grund, die junge Idealistin zu heroisieren. Kein Grund allerdings auch, in den internationalen Chor der Spötter einzustimmen: „Die muß ja völlig verrückt sein.“ Im Grunde will uns ihre blonde Naivität ein wenig rühren. Es ist die völlig programmwidrige Leidenschaft eines Mädchens, das sich übrigens als Magd auf der Flucht von Königsberg hat durchschlagen müssen, bis sie in Tübingen dazu kam, Jura zu studieren. Nur in einem Mädchenherzen konnte wohl der Gedanke reifen, man könnte 70 000 Menschen aus 70 Nationen mit ein paar echten und ehrlichen Worten zur gegenseitigen Liebe bewegen. Wenn gute Worte die Welt wirklich bewegen könnten, vielleicht sähe es manchmal anders aus. Aber Worte tun es leider nicht.

Wir möchten uns nicht zu ihrer „Unerzogenheit“ bekennen. Wir haben nur ein wenig nachgedacht über das blonde Wesen, dem es in den Sinn kam, auf fast abenteuerliche Art die Not ihres jungen Herzens an feierlicher Stätte so unfeierlich in die Welt zu rufen, in eine Welt, die sie offenbar gar nicht hören wollte. Was dieses Mädchen aus dem dritten Stock einer kleinen Stuttgarter Wohnung bewegt, ist die Gewissensnot von Millionen junger Menschen heutzutage. Das sollten wir Barbara zugute halten.

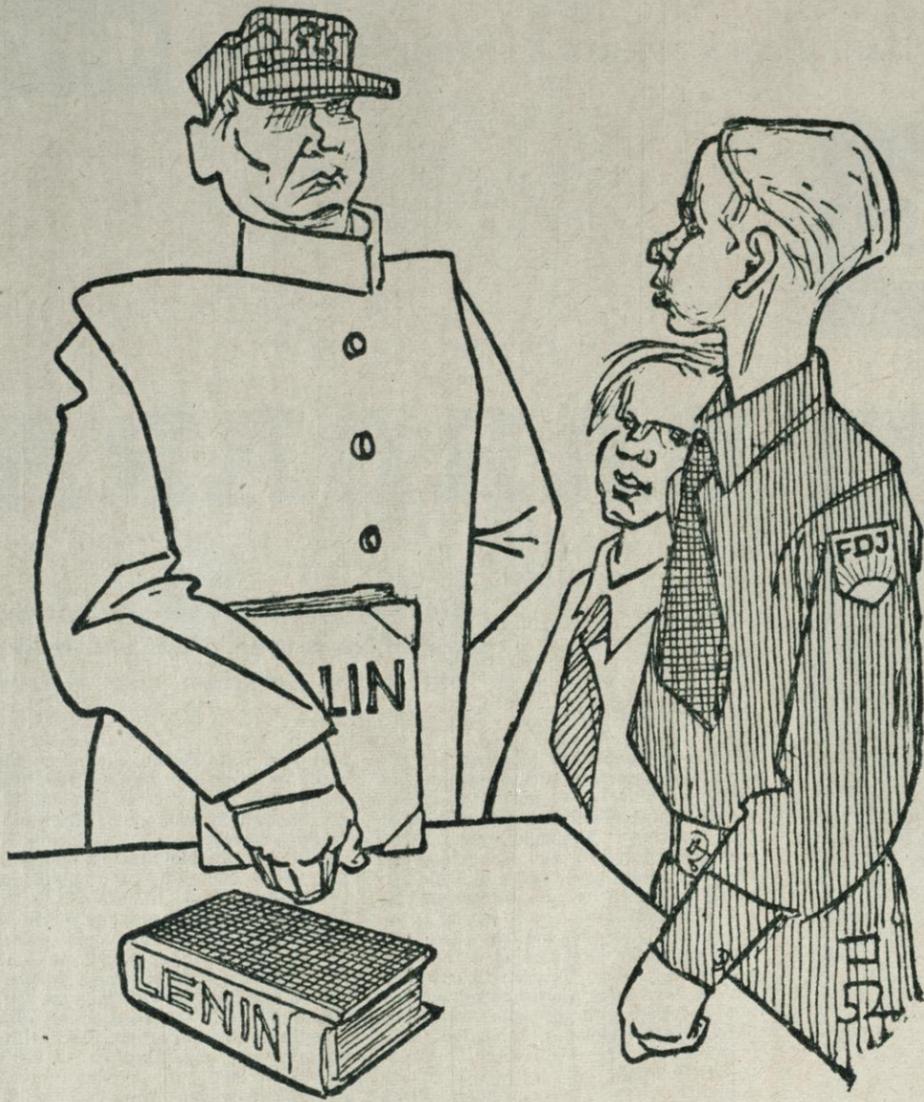
FDJ trägt Ehrenkleid des Arbeitsdienstes

Von unserer Leipziger Korrespondentin *Amanda Apfel

Man hat dem Staub kaum Zeit gelassen, sich auf den Gewehrläufen niederzulassen, die den Partisanen des Friedens auf dem Leipziger FDJ-Parlament in die achtzehnjährigen Finger gedrückt wurden, da macht man schon die Siebzehnjährigen bereit, eine neue Uniform anzuziehen, sechs Monate in Arbeitslager zu gehen, für die DDR-Machthaber billigste Arbeitskräfte abzugeben und sich in das von Ulbricht geforderte Scharfschützenideal hineinzubegeistern. Der Ministerrat der Sowjetzone hat die Gründung einer Organisation „Dienst für Deutschland“ auf „freiwilliger Grundlage“ verordnet. Nach § 9 der Verordnung wird der „Dienst für Deutschland“ — Jungen und Mädchen von 17 Jahren an — „einheitlich gekleidet“, erhält Unterkunft und Verpflegung und je Tag eine ganze Ostmark (knapp dreißig Pfennig), und weil das etwas wenig ist, zum Ausgleich noch eine Medaille „Für hervorragende Leistungen im Dienst für Deutschland“ und nach der Dienstzeit eine Ehrenurkunde. Aber das sind nur die Äußerlichkeiten. Wer drüben glaubte, sich auf dem Wege über die neue Organisation der Zwangszange von FDJ und Volkspolizei entziehen zu können, der muß diese Hoffnung begraben. Aus dem Kessel der Scharfschützenausbildung gibt es kein Entkommen. Im Gegenteil: „Für wichtige Großbauten haben die Abteilungen für Arbeit das Recht, Jugendliche zu verpflichten.“ Es bedarf also nur mehr eines Federstrichs, und die DDR-Jugend arbeitet im Aufbau von Rüstungsbetrieben. In § 5 heißt es wörtlich: „Die FDJ hat das Recht, an der politischen Erziehung der Mitglieder des »Dienstes für

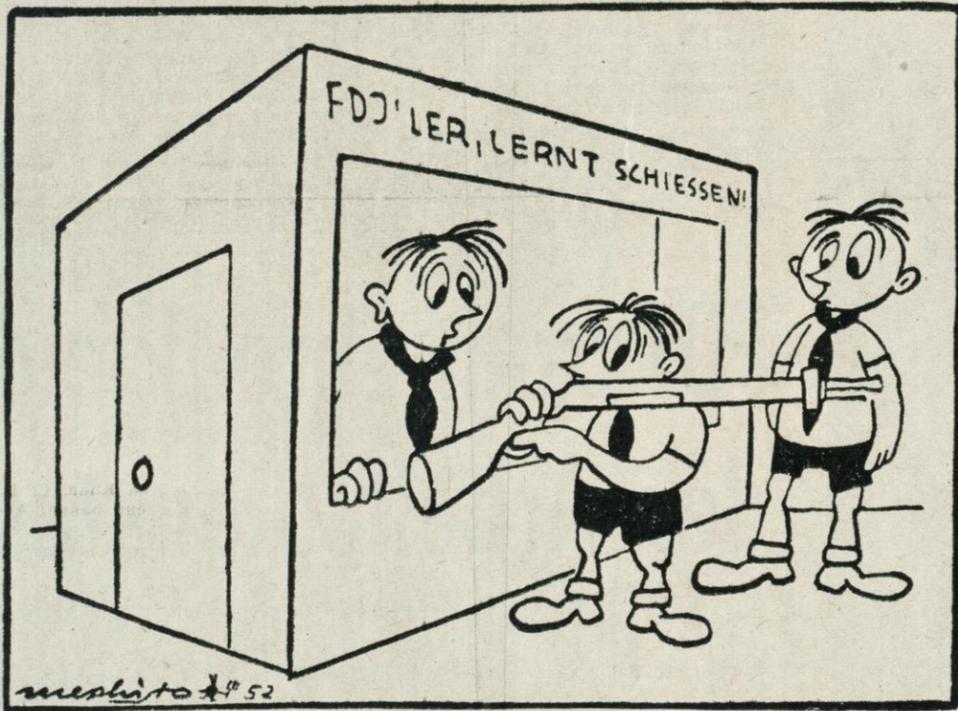
Deutschland« aktiv mitzuwirken.“ Was aber das Ziel der „politischen Ausbildung der FDJ“ ist, hat der Scharfschützenvorbeimarsch in Leipzig deutlich genug bewiesen. Und schließlich vollzieht sich die gesamte innere Tätigkeit des DfD nach einer vom Innenministerium bestätigten „Dienstordnung“. Dem Innenminister untersteht die neue Hauptverwaltung „Dienst für Deutschland“, demselben Innenminister, dem auch die Hauptverwaltung „Ausbildung“ der Volkspolizei untersteht. Es bedarf also nur eines Federstrichs, und der „Dienst für Deutschland“ leistet seinen Dienst für Deutschland in der Volkspolizei. Man kann auch am Spaten Gewehrgriffe klopfen. Der Vergleich mit Hitlers „Bereitmachen“ der Jugend hat sich schon tausendmal aufgedrängt. Auch hier läßt er sich nur schwer gewischen. Daher ist es nichts als kalt-schnäuzige Ironie, wenn es in der Begründung zu dieser neuen Verordnung heißt: „Durch den planmäßigen Aufbau des Sozialismus in der DDR eröffnen sich der Jugend nie gekannte Perspektiven.“ Die Perspektiven, die sich hier eröffnen, sind sehr wohl bekannt. Sie haben sich schon einmal eröffnet, als das Dritte Reich seinen Arbeitsdienst aufstellte. Es sind die gleichen Perspektiven, die wir sich nicht eröffnen sehen wollten, als wir im Westen einen Arbeitsdienst ablehnten. Drüben aber paßt der Arbeitsdienst in den Plan der Planmäßigkeit des Sowjetsozialismus, in die Planmäßigkeit, mit der man heute bereits wieder bei Scharfschützenbrigaden und Arbeitsdienst angelangt ist. In der Tat — die Perspektiven sind überwältigend.

Beachtet unser Plakat auf Seite 8 — Klebt es ans Schwarze Brett, in die Fabriken und Kontore.



„Ihr habt gehört, daß die FDJ jederzeit ihr Leben für das geliebte sowjetische Vaterland und seinen großen Führer hingeben soll. Und warum soll sie?“ „Warum soll sie!“

Zeichnung: Lobowski



„Guck nich so dämlich, ick übe für den Ernstfall.“

Zeichnung: Mephito



„Was meinst du, wie dich die westdeutschen Jungen beneiden werden, wenn du nun auch noch 'nen Spaten bekommst!“

Zeichnung: Pitt

wählen

An das Wort „wählen“, das der DGB-Vorsitzende auf dem ersten Bundesjugendtreffen der Gewerkschaftsjugend in Frankfurt am Main gebrauchte, knüpfte sich einige Polemik. Angesichts dieser Tatsache dürfte das Interesse finden, was Christian Fette dazu schreibt:

Wortspiele haben es in sich. Manchem fehlt die Phantasie dazu, sie wirklich aufzunehmen. Das erlebte ich mit Verwunderung, als sich an ein Wort von mir eine unerwartet große Pressepolemik knüpfte. In Frankfurt rief ich der Gewerkschaftsjugend zu, wenn sie auch noch nicht wählen dürfte, so könnte sie doch wählen. Presseleute, die gern mit ihren Setzern und Korrektoren sprechen — man kann von ihnen manches lernen —, kennen vielleicht den im graphischen Gewerbe, meinem Beruf, üblichen Ausdruck. Hier heißt „wählen“ emsig tätig sein, sich immer was zu tun machen, nicht von der Arbeit ablassen. Da wird nicht für oder gegen jemand gewählt, es wird eben eifrig geschafft. Und eifrig schaffen soll die Jugend an ihren

Idealen, damit sie fest in den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Kampf eintreten kann, bald ihre Stunde schlägt.

In diesem Sinne war ich zeit meines Lebens Wähler und hoffe, es bis zum Lebensende zu bleiben. Letztlich bedeutet Wählen ja nichts anderes als „Agitieren“, d. h. Menschen anregt sich über sich selbst und über ihre Stellung in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Gedanken machen. Ohne ein so verstandenes Wählen gibt es kein demokratisches Leben, gibt es nur stumpfes Gehorchen vor einer befehlenden Staatsgewalt. Gott behüte uns davor, daß unsere Jugend in diesem Geiste aufwächst: er liefert den besten Nährboden für eine Diktatur.

Und dann gibt es auch Unwerte, gegen die man wählen muß: gegen die Gleichgültigkeit, gegen das Beharren in überkommenen Vorstellungen gegen das willenslose Eingehen auf neue Verurteile und Schlagworte.

Und es gibt ebenso Werte, für die man wählen muß: für ein freies Menschentum, für Hilfsbereitschaft, für kameradschaftliches Zusammenstehen kurz für all das, was wir in dem Wort „Solidarität“ zusammenfassen.

Denn alles Festhalten am Ererbten oder am zufällig Gegenwärtigen bedeutet Stillstand, ist Rückschritt. Immer war es das besondere Recht der Jugend, durch lebhaft Kritik, selbst wenn sie übers Ziel schießt, die Gesetze gesellschaftlicher Trägheit zu brechen und den Keim zu neuer Werden zu entfalten.

Unsere Meinung

Ein bemerkenswertes Urteil

Ein bemerkenswertes Urteil fällt das Schöffengericht vor einiger Zeit in Kiel. Bemerkenswert aus dem Grunde, weil das Vergehen, das dort verurteilt wurde, des öfters vorkommt, jedoch in den wenigsten Fällen geahndet wird.

Angeklagt war der Bäckermeister Mowinkel aus Ralsdorf. Seine Lehrlinge, die nach dem Jugendschutzgesetz eine 48stündige Arbeitszeit in der Woche abzuleisten hätten, mußten bei ihm in der Regel 60 Stunden und mehr, ja zeitweise von morgens 4 oder 6 Uhr bis abends 7 Uhr arbeiten. Herr Mowinkel stellte sich auf den Standpunkt, daß er die Arbeitszeit in seinem Betrieb zu bestimmen hätte. Daß es gesetzliche Bestimmungen gibt, war ihm wohl zwei Jahre lang entfallen, denn zwei Jahre dauerte es, bis Herrn Mowinkels unverantwortlichem Tun ein Ende gesetzt wurde. Bemerkenswert für die heutige Arbeitsmarktsituation ist, daß keiner der betroffenen Lehrlinge es wagte, sich dieser unverantwortlich langen Arbeitszeit zu widersetzen.

Herr Mowinkel wurde zu zwei Monaten Gefängnis und 1000 DM Geldstrafe verurteilt. Da dieses durchaus kein Einzelfall ist, fragen wir, wann werden all die anderen seiner Art entdeckt? Würde der Gesetzgeber, also der Staat, in allen derartigen Fällen so energisch durchgreifen, gäbe es viele Lehrherren, denen das Jugendschutzgesetz in dieser Form ins Gedächtnis zurückgerufen würde. An der Durchführung des Gesetzes läßt es unserer Meinung nach der Staat fehlen, so daß viele „Herr Mowinkels“ ihre Lehrlinge so lange arbeiten lassen können, wie sie es für richtig halten. Wir fragen: Wie lange noch? U. K.

FDAV in FDP als ST gegen DGB

Ein Buchstabenrätsel? — Mitnichten! FDAV heißt „Freie Demokratische Arbeitervereinigung“, und ST bedeutet „Sauerartig“. — Der Zusammenhang zwischen FDP-Sauerartig einerseits und DGB andererseits wird klar, wenn man an den Landesparteitag der FDP in Bielefeld zurückdenkt, auf dem der Landesvorsitzende, Herr Dr. Middel-

haue, die Gründung einer „Freien Demokratischen Arbeitervereinigung“ verkündete und anschließend der Presse mitteilte, die Mitglieder dieser Freien Demokratischen Arbeitervereinigung sollten — soweit sie gewerkschaftlich organisiert sind — als Sauerartig innerhalb der Gewerkschaften wirken.

Man könnte an dieser Stelle tiefsinnige Betrachtungen über Zusammensetzung, Aufgabe und Wirkung des Sauerartigen sowie über den damit verbundenen Gärungsprozeß beim Brot- bzw. Brötchenbacken anstellen. Doch das würde zu weit führen.

Es sei hier nur daran erinnert, daß die FDP bereits einmal bei ihren Bemühungen, die Einheit der Arbeitnehmerschaft zu untergraben, Schiffbruch erlitten hat, und zwar war es im August vergangenen Jahres, als durch die Presse folgende Notiz ging: „Nach einer Mitteilung des DGB-Bundesvorstandes besitzen die Gewerkschaften Beweise dafür, daß die FDP eine sogenannte »National-christliche Gewerkschaftsbewegung« anstrebe. Unter diesem Deckmantel plane die FDP die Wiedererrichtung der früheren, von den Unternehmern finanzierten »Gelben Werksvereine«...“ — Sowohl die katholische Arbeiterbewegung, die sich in der „Ketteler Wacht“ gegen den Plan einer Gründung christlich-nationaler Gewerkschaften wandte, als auch die evangelische Kirche haben damals deutlich zum Ausdruck gebracht, daß sie sich grundsätzlich zur Einheitsgewerkschaft bekennen und die Gründung christlich-nationaler Gewerkschaften entschieden ablehnen.

Nun versucht es die FDP also auf andere Art. Sie will — wie es in ihrem Programm unter Punkt 1 heißt — „das politische Wollen der FDP an den letzten Arbeiter herantragen“. Nun, wie dieses „politische Wollen“ der FDP aussieht, dürfte auch dem letzten Arbeiter schon lange klar geworden sein, zumindest jedoch in dem Augenblick, als die Debatte um das Betriebsverfassungsgesetz im Bundestag ihren Höhepunkt erreicht hatte. — Auch die „Freidemokratische Arbeiterbewegung“ wird genau so zu einem Schlag ins Leere werden, wie die „National-christliche Gewerkschaftsbewegung“ damals ein Schlag ins Leere war. Da nutzt selbst der beste „Sauerartig“ nichts! F. L.

August, was sagst du dazu?

Sein Zimmer ist eigentlich die letzte Instanz. Wer zu ihm geht, braucht meistens eine Auskunft, einen Rat oder eine kritische Begutachtung. Die, die zu ihm kommen, sind junge und alte Funktionäre, Redakteure, erfahrene Gewerkschaftshasen, Professoren u. a. m. Da gibt es keine bestimmten Schichten.

August Enderle, der am 5. August 65 Jahre alt wurde, hat ein solches Maß gewerkschaftlicher Erfahrung und ein solches Wissen um gewerkschaftliche Vorgänge wie wenige. Diese Kenntnis wird maßgebend davon bestimmt, daß er sich in seinem Leben nie gescheut hat, offen seine Meinung zu sagen ohne Rücksicht auf persönliche Schwierigkeiten. Seine kämpferische Art ist für viele nicht immer bequem. August ist aber immer bereit, die Konsequenzen zu ziehen.

August Enderle ist einer der alten Kämpfer der Arbeiterbewegung, dessen Leben ganz in ihrem Dienste verlief. Geboren wurde er in einem Dorf der kargen Landschaft der Schwäbischen Alb als eines von acht Kindern des Dorfwirtschafters. August Enderles erste Arbeit im schulpflichtigen Alter war die eines Hütejungen. Er lernte dann Mechaniker und arbeitete bis zum ersten Weltkrieg in zehn Wanderjahren in vielen großen Metallbetrieben in ganz Deutschland. Schon früh, mit achtzehn Jahren, trat August Enderle der Gewerkschaft und der SPD bei (1905). 1910 machte August Enderle die ersten journalistischen Versuche, indem er für die Gewerkschaftspresse gelegentlich schrieb. Nach dem ersten Weltkrieg wurde Journalismus sein Hauptberuf als Gewerkschaftsredakteur. Da er allezeit über eine gute Portion Temperament verfügte und



es ihm an persönlichem Mut nicht mangelte, stand er mitten in all den Kämpfen und Verfolgungen, die die Arbeiterbewegung durchzustand. Und neben ihm nicht minder kampfbetont Irmgard, seine Frau.

August Enderle gehörte zu den ersten Emigranten, die in das Deutschland des totalen Zusammenbruchs schon im Juni 1945 zurückkehrten, um die gewerkschaftliche Arbeit wieder aufzunehmen. Bis 1947 war er Gewerkschaftsredakteur des „Weser-Kurier“ in Bremen und wurde dann von Hans Böckler zum Chefredakteur des „Bund“ berufen. Nach dem Vereinigungskongreß in München im Jahre 1949 übernahm er die Chefredaktion der „Quelle“, die er bis heute innehat.

Wenn er nun auch das 65. Lebensjahr vollendet hat, kann er sich noch nicht zur Ruhe setzen, denn immer noch müssen wir fragen: „August, was sagst du dazu?“

AUFWÄRTS

FOTOS: BAUER DGB
KEYSTONE
SEEGER 2
THIELBEER
CONTI-PRESS

KTUELL



Der adeligste unter den Komikern der Welt behauptet, der Liebling des italienischen Films zu sein. Toto ist ein direkter Nachkomme des Kaisers von Byzanz. Toto wollte aber einen wirklich ernsthaften Beruf. Da wurde er Komiker.



Die besten Sänger Deutschlands trafen sich auf dem Deutschen Tänzerkongress im Rahmen der Ruhrfestspiele. Der Bühnentanz hat als wichtiges Ausdrucksmittel moderner Kunst Anlaß zu zahlreichen Diskussionen gegeben.



Die größte Jugendorganisation, die Pfadfinder, hielt in Gilwell Park einen internationalen Kongress ab. Die englischen Scouts hatten ungefähr 50 Nationen eingeladen.



Die gefühlvollsten Musiker sind die Farbigen. Die unverbildeten Texte ihrer Volkslieder haben nichts mit dem sentimental Kitch weißer Produktionen gemeinsam. Am Mikrophon: Fred Palmer von der Jazz-Band Big Fletchits.

Das tödlichste Verkehrsmittel unserer Zeit fordert jede Woche neue Opfer. Bei Flugzeugunglücken gibt es wenig Überlebende. Unser Bild stammt vom „Tag der Marine“ in England. Ein Asbestsanitärer rettet Stoffpuppen.



Der ärmste reiche Mann der Welt: Aga Khan. Er ließ sich Thron und sechzehn Sessel ins Flugzeug bauen. Aber wenn er aussteigt, muß er in den Rollstuhl. Bild: Aga unterwegs zum Ascot-Rennen, wo sein Derbysieger Tulyar läuft.

Jugend ohne Arbeit und Beruf • 600000 Arbeitslose

Vor zwei Jahren, Mitte 1950, gab die Hauptabteilung Jugend beim DGB den Auftrag an eine Sozialwissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft, die Frage der Jugendarbeitslosigkeit und Berufsnot zu untersuchen. Diese Arbeitsgemeinschaft, die unter Leitung von Professor Dr. Helmut Schelsky, Hamburg, stand, legte nun das Ergebnis ihrer Forschungsarbeit in einem zweibändigen Werk (Bund-Verlag) vor.

Die wissenschaftliche Untersuchung ergab ein außerordentlich reichhaltiges Material, das durch die Einzelbefragung von 5600 Jugendlichen im Alter von 14 bis 25 Jahren und durch 60 Institutions- und Gruppenuntersuchungen zusammengetragen wurde. Die Erhebungen wurden hauptsächlich in Westberlin, Bayern, Hamburg, Schleswig-Holstein, aber auch in Niedersachsen und — auf Teilgebieten — im gesamten Bundesgebiet vorgenommen.

Professor Schelsky als Leiter der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft schlägt vor, daß zur Beseitigung der Jugendnot eine weitreichende Wirtschafts-, Arbeits- und berufspolitische Planung betrieben werden müsse; daß ferner besonders die ländlichen Gebiete sozialpolitische Hilfsmaßnahmen erfahren und daß die Ausbildungsformen den Veränderungen der industriellen Arbeitstechnik angepaßt werden müssen.

Das Ergebnis der wissenschaftlichen Forschungsarbeit zeigt, daß zur Zeit der Untersuchung in Westdeutschland etwa 600 000 Jugendliche arbeits- und berufslos waren, während die offizielle Statistik nur etwa 374 000 nennt. Die tatsächliche Zahl bedeutet, daß ein voller Jahrgang oder jeder 10. bis 11. Jugendliche dazu gehört. Dabei sind es nicht so sehr die Schwarzarbeiter, die diese Differenz zwischen den offiziellen und den tatsächlichen Zahlen hervorrufen, sondern die streuenden Jugendlichen oder mithelfende Familienangehörige, die tatsächlich arbeitslos sind.

Nicht Arbeitsscheu, aber gegen Landarbeit

Die Arbeitsbereitschaft bei den erfaßten Jugendlichen war bei der Hälfte kaum eingeschränkt. Ein Drittel nahm gegenüber Arbeitsangeboten eine kritische Haltung ein, und nur etwa 12 v. H. zeigten geringe Arbeitsbereitschaft. Dagegen sind rund 90 v. H. aller jugendlichen Arbeitslosen gegen Landarbeit. Als Ablehnungsgründe werden angegeben: mangelnde Selbständigkeit, zu geringe Entlohnung, schlechte Wohnverhältnisse, geringe Chancen zur Familiengründung und mangelndes Ansehen des Landarbeiterberufes. Aus der Biographie eines 25jährigen ehemaligen Landarbeiters können

einige Punkte als typisch für die allgemeine Einstellung gelten: „Der Beschäftigte hat dann gleich eine Arbeit auf einem anderen Hof angenommen, doch gefiel es ihm hier nicht. Selbständiges Arbeiten, das er von seiner ersten Arbeitsstelle gewohnt war, war ihm hier unmöglich, und er wurde ewig herumkommandiert. Auch die Arbeitsbedingungen waren hier schlechter, da der Bauer Pferde und Maschinen mehr schonte als Menschenkraft. Essen und Unterkunft waren auch nicht so gut.“

Diese begründete Abneigung der Jugendlichen gegen eine Arbeitsstelle beim Bauer wiegt um so schwerer, als es sich bei der heutigen Arbeitslosigkeit im Gegensatz zu der von vor 1933 im wesentlichen um eine ländliche Arbeitslosigkeit handelt. Der durchschnittliche prozentuale Anteil der Arbeitslosen an den abhängigen Erwerbspersonen wurde in 16 städtischen und 33 ländlichen Regierungsbezirken wie folgt ermittelt:

	in ländlichen Gebieten	in städtischen Gebieten
1933	16,7%	34,5%
1951	17,4%	4,4%

Jugendwohnheime sind keine Fürsorgeanstalten

Die Aufgabe besteht also darin, aus den von struktureller Arbeitslosigkeit betroffenen ländlichen Gebieten, in denen die Flüchtlinge massiert sind, Jugendliche in aufnahmefähige Industriegebiete zuzuführen. Wohnheime und Jugendaufbauwerk müßten gerade in die Gebiete, wo die geringste Arbeitslosigkeit und die größte Beschäftigungsmöglichkeit besteht, und nicht umgekehrt. Ein Arbeitsdienst würde nach Professor Schelsky die sozialen Fragen nicht lösen, sondern nur noch verschärfen. Wie sieht es nun mit den Heimen aus? Das Buch nennt eine Zahl von 850 Jugendwohnheimen mit 46 000 Jugendlichen im Bundesgebiet. Diese Heime sollen keine Fürsorgeanstalten sein und dürfen nicht mit Fürsorgemaßnahmen arbeiten. Sie sollen die Jungen und Mädchen, die in ihnen vorübergehend untergebracht sind, aus dem Heim heraus erziehen. Sie müssen auch eine Möglichkeit finden, die Jugendlichen nach der

Lehre und nach dem Verlassen des Heimes unterzubringen, da die meisten nicht ins Elternhaus zurückkehren können. Etwa 47,5 v. H. der Jugendlichen in diesen Heimen kommen aus zerstörten Familien, wie auch die Arbeitslosigkeit unter den Halbweisen doppelt und unter den Vollweisen drei- bis viermal so hoch ist als bei in normalen Verhältnissen lebenden Jugendlichen.

Facharbeiter auf Vorrat

Die Untersuchung kommt zu dem arbeitsmarktpolitischen Ergebnis, daß in den Jahren 1952 bis 1956 durchschnittlich 25 v. H. mehr Schulentlassene Stellen suchen werden als in den darauffolgenden zehn Jahren. Die höchste Schulentlassungszahl wird 1954/55 mit rund 900 000 auftreten. Sie fällt bis 1960 auf etwa 550 000 und wird sich dann langsam wieder auf durchschnittlich 700 000 erhöhen. Dieser Stand ist bis zum Jahre 1984 errechnet worden. Durch dieses schwankende Angebot an ausbildungsfähigen Jugendlichen haben es die jetzt Schulentlassenen schwerer als jene aus dem Jahrgang nach 1954. Aber auch für die Industrie sind Schwierigkeiten vorauszu sehen, wenn sie es versäumt, sich jetzt einen ausreichenden Facharbeiternachwuchs auf Vorrat anzulegen. Gerade die Industrie müßte in viel stärkerem Maße bei der Lehrlingsausbildung eingeschaltet werden. Die Lehrlingshaltung liegt augenblicklich vorwiegend beim Handwerk. Nach den Beschäftigungszahlen von 1950 entfallen auf Erwerbspersonen in der Industrie 4 v. H. Lehrlinge, im Handwerk etwa 16 v. H. Errechnet wurde als höchste tragbare Nachwuchsquote 12 v. H. der männlichen und 25 v. H. der weiblichen Arbeitnehmer. Im Handwerk ist aber vielfach eine Überfüllung mit Lehrlingen zu beobachten, weil man sie als billige Arbeitskräfte beschäftigt und sie nach ihrer Lehrzeit entläßt. Ein Übergang von 160 000 Lehrlingen, der sich auf drei Lehrjahre verteilt, wurde für das Jahr 1950 festgestellt. Das heißt, daß 50 000 Lehrlinge jährlich vergeblich ausgebildet werden.

Diese ungesunde Lehrlingszüchtereier führt dazu, daß z. B. selbst in einem Lande mit so stabiler und stetiger Arbeits- und Berufslage wie Württemberg-Baden ein überraschend hoher Berufswechsel besonders in den jüngeren Jahrgängen beobachtet werden kann. So wechseln in einem Alter unter 25 Jahren ihren Beruf bei den Bäckern 42 v. H., Fleischern 37, Friseuren 33, Malern 25, Stellmachern 56 v. H. Diese für die Jugendlichen wie auch für die Wirtschaft nachteiligen Zustände sollen durch eine vermehrte berufs- und betriebskundliche Aufklärung der Jugend und durch eine Nachwuchsplanung der Betriebe ausgemerzt werden.

Das sind nur einige Beispiele aus dem reichen Material dieser zwei Bände, des im Bund-Verlag G.m.b.H. erschienenen Buches „Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend“, (I. Band 15,— DM, II. Band 18,— DM.)



Eine gute Zusammenarbeit

zwischen der französischen und der deutschen Gewerkschaftsbewegung ist die Voraussetzung für ein starkes und einiges Westeuropa. Es ist deshalb ein einzigartiger Lichtblick, daß kürzlich ein deutsch-französisches Komitee für Gewerkschaftsfragen gegründet wurde. Gewerkschafter verschiedenster Länder hatten Gelegenheit, miteinander zu diskutieren, als sie im Schloß La Brevière teilnahmen

Ein Gespräch in PARIS

OSKAR BAIER AUS DUSSELDORF
UND CHARLES CATHELOT AUS ORLEANS:

„Deutsche Arbeiter haben ein elementares Interesse an der Zusammenarbeit mit demokratisch gesinnten Arbeitern anderer Länder“, sagte Oskar Baier. „Das Komitee der französischen und deutschen Gewerkschaften für die Zusammenarbeit trifft sich wenigstens einmal in jedem Vierteljahr. Der Vorsitzende ist Albert Preuß. Dieses Komitee vertritt darüber hinaus die Interessen der deutschen Arbeiter in Frankreich und die der französischen in Deutschland. Deutsche Arbeiter sind besonders daran interessiert — nicht zuletzt aus geschichtlichen Gründen —, zu einer engeren Zusammenarbeit mit den französischen Kollegen zu kommen. Dieser Wille findet seinen sprechendsten Ausdruck durch die Entsendung und den Austausch von Studiergruppen.“
Und weiter meint Oskar Baier: „Ich möchte es so ausdrücken, daß es nicht der Schumanplan war, der uns zu dieser Zusammenarbeit führte, sondern weit mehr die Tatsache, daß dieser Weg einer von jenen ist, die zu einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit in Europa führen. Die deutschen

Arbeiter unterstützen ein politisch und wirtschaftlich zusammengeschlossenes Europa, wobei sie jedoch wünschen, daß auch Großbritannien und Skandinavien zu diesem Vereinten Europa gehören.“
„Die Gewerkschaftsbewegung ist international“, unterbricht ihn Charles Cathelot, „und ein vereintes Europa ist ebenso wie die Vereinigten Staaten ein Weg zu einer vereinten Welt. Die Gewerkschaftsbewegung muß daher Probleme auf einer internationalen Basis lösen, die sich auf einer einzelstaatlichen Ebene nicht verwirklichen lassen können.“
Ein Problem im Vordergrund ist das gemeinsame Bestreben der deutschen und der französischen Gewerkschaften nach einem Frieden in Freiheit. Hier äußert sich Oskar Baier: „Unser Wunsch für die Zukunft besteht in einem besseren sozialen Wohlergehen und einem höheren Lebensstandard für alle Werktätigen. Die sozialen Verhältnisse in Westdeutschland werden durch zehn Millionen Flüchtlinge charakterisiert, die für unsere Sozial-

bedingungen eine schwere Bürde darstellen. Es gibt weiter eine große Wohnungsnot und eine beträchtliche Erwerbslosigkeit. Die Altersrenten zum Beispiel sind nicht der Entwicklung der Preise gefolgt. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung fordert deshalb nicht nur höhere Löhne für ihre Mitglieder, sondern ebenso nachdrücklich eine wirksame Preiskontrolle.“
Charles Cathelot beantwortet dieselbe Frage mit den Worten: „Unser gemeinsames Ziel muß die wirtschaftliche Zusammenarbeit sein. Dies würde für uns alle ein großer Vorteil sein, wenn energische Schritte unternommen werden, gute Handelsbeziehungen mit Deutschland zu erzielen. Deutschland wird niemals imstande sein, auf normalem Wege seine Erwerbslosigkeit zu beseitigen, weil es unter den heutigen Verhältnissen seine Gesamterzeugung überhaupt nicht auf den Märkten unterbringen kann.“
Eine neue Frage: Was bedeutete der Marshallplan und heute der Plan der Verwaltung für gegenseitige Sicherheit, der MSA, für Deutschland?

Oskar Baier antwortet zuerst: „Der Marshallplan hat in großem Ausmaß sowohl die deutsche Produktion als auch das Wirtschaftsvolumen selbst angeregt und vergrößert. Aber es hätten sich noch bessere Erfolge erzielen lassen können, wenn in erster Linie die Investitionen in der Eisen- und Stahlindustrie, dem Kohlebergbau und anderen wichtigen Grundstoffindustrien durchgeführt worden wären, anstatt in erster Linie die Konsumgüterindustrie zu unterstützen, wie es tatsächlich der Fall gewesen ist.“

Und nun eine Frage an Charles Cathelot, die wissen will, was er über die Kommunisten in Frankreich denkt.

„Die französischen Kommunisten verlieren ständig an Einfluß. Noch vor wenigen Jahren war die französische kommunistische Presse ein sehr wirksames und schärferes Instrument, als es heute der Fall ist. Sie verliert immer mehr an Boden. Die bekannteste Zeitung, die „L'Humanité“, erscheint nur noch in einer Auflage von wenigen tausend Exemplaren, und das Organ der CGT, der kommunistischen Gewerkschaft in Frankreich, „Le Peuple“, das bisher allwöchentlich erschien, kommt jetzt nur noch einmal im Monat heraus.“

„Was verdient eigentlich ein Arbeiter im Bauergewerbe?“ lautet die nächste Frage an Cathelot. „Der Mindestlohn beträgt 100 Franken (1.15 DM) in der Stunde für einen Hilfsarbeiter und 160 Franken für einen gelernten Bauarbeiter (1.84 DM). Aber nur dieser Mindestlohn wird überall gezahlt, das heißt, er ist geradezu zum Tariflohn geworden, nur in Paris sind die Löhne etwas höher. Dieser geringe Lohn hat nun dazu geführt, daß sich nur recht wenige junge Franzosen für eine Lehrstelle in der Bauindustrie interessieren.“

Und nun die letzte Frage an Cathelot: Was kostet heute eigentlich ein Anzug in Frankreich?

„Das ist verschieden, der Preis schwankt zwischen 15 000 und 20 000 Franken, also zwischen 170 und 230 DM.“

Übrigens vergaßen wir mitzuteilen, daß Charles Cathelot Mitglied der französischen Bauarbeitergewerkschaft ist, die etwa eine Million Mitglieder zählt und der Force Ouvrière angeschlossen ist.

Im Westen nichts Neues

Der alte Mist des Militarismus wird wieder ausgefahren. Erst dieser Tage fuhr ein Jauchewagen durch die Bundeshauptstadt. Er sah aus wie ein Panzer. Es war ein Papp-Panzer. Er sollte den lockenden Geruch verbreiten, um die Mistkäfer hinter sich herzuziehen, die nicht von der Leiche des Militarismus lassen können. Von der Leiche, die langsam, aber sicher wieder zum Leben erweckt wird. Und das, meine Freunde, wird ein geisterhaftes Schauspiel sein.

Die Wiederbelebungsversuche sind schon lange im Gange.

Der Panzer zum Beispiel fuhr für Okinawa. Er war zwar nur aus Pappe, aber dafür war auch „Okinawa“ nur ein Film. Nur ein Film? Immerhin ist „Okinawa“ ein Heldenepos. So heißt es auf dem Plakat. Man darf „Okinawa“ nicht allein betrachten. Es ist Glied einer Kette.

„Okinawa“ ist Ernst. Blutiger Ernst. „Ein Esel, Herr General“ war Spaß. Und „Schütze Bumm in Nöten“ hat auch das Zwerchfell strapaziert. Wie gesagt, das war noch Spaß. Da haben noch die Zuschauer gesagt: „Also, wenn's ja nicht schlimmer wird, dann mach ich auch noch mal mit. Dann hab' ich nichts dagegen.“ So fing es an. Denn „Schütze Bumm in Nöten“ war zum Lachen. Und dann kamen die, die dahinter kamen. Da war auch noch was zum Lachen drin. Aber schon nicht mehr soviel. Und mittlerweile sind wir bei „Okinawa“ gelandet.

Also das haut hin mit dem Gruseln. Rein finanziell gesehen. Und darauf kommt's ja schließlich an. Das meint auch das „Film-Echo“, wenn es schreibt: „Wir haben seit 1945 Dutzende von Hollywood-Filmen zu sehen bekommen, bei denen man die nationale Begeisterungsfähigkeit von vornherein in den Umsatzzahlen einkalkulierte. Die in- und ausländischen Kritiker Deutschlands sollten konsequent sein. Es ist aber inkonsequent, Kasernenhoflustspiele serienweise importieren zu lassen und vor Entrüstung zu schreien, wenn ein deutscher Produzent in das ihm verlockende Geschäft einsteigen will...“

Die deutschen Produzenten stiegen ein. In der Saison 1950/51 wurde der alte Schinken „Reserve hat Ruh“ auf den Markt geworfen. Es lohnte sich. Die Reserve verdiente sich sechsstellige D-Mark-Beträge. Beim Hamburger National-Verleih liegt das Drehbuch zu „Reserve rückt ein“. Im April 1952 meldete die Herzog-Film GmbH, bei der Freiwilligen Film-Selbstkontrolle in Wiesbaden, „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren“ an. Die Filmgesellschaften in Onda und Arts meldeten je einen Film mit dem Titel „Alte Kameraden“ an. Bei der Onda hat auch unser alter Marschmusikfreund Herms Niel wieder sein Come-back gefeiert. Der Allianz-Verleih bringt einen Vor-1914-Film unter dem Titel „Der große Zapfenstreich“ auf die Leinwand.

Das sind bis jetzt noch die harmlosen Filme. Aber die waren in Deutschland immer die Vorhut für die Heldenschinken. Und nicht nur in Deutschland. Die Amerikaner haben ja auch mit „Ein Esel, Herr General“ angefangen, um mit „Todeskommando“ aufzuhören. Und die deutschen Produzenten werden es ähnlich machen. Denn in dem eben zitierten Artikel aus dem „Film-Echo“ wird schon im voraus gerechtfertigt: „Es ist ebenso inkonsequent, an Hand ausländischer Filme zu demonstrieren, welche prächtige filmdramaturgische Effekte und filmgeschichtliche Erfolge sich mit den Motiven Kameradschaft und Heldentum erzielen lassen und wie dekorativ sich nationale Größe auf der Leinwand ausnehmen, und der deutschen Produktion solche Chancen zu verwehren — Chancen, die von den Zeitschriften-Kaufleuten seit langem genutzt werden.“

Und da kann man nun auch wieder nichts gegen sagen. Denn was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein. Nur für uns, da wird es teuer werden. Denn mit dem Mist des Militarismus und der Militärfilme hat sich gut düngen lassen. Die Saat geht auch bald auf.



VON KRANZSPENDEN ABZUSEHEN

war ein letzter Wunsch von Elly Heuss-Knapp, die wußte, daß ihr Leben bald verlöschen würde. Er ist typisch für diese Frau, die allem Prunk abhold war und selbst mit ihrem Tode noch zu helfen verstand, indem sie als letzten Gruß eine Spende für ihr Müttergenesungswerk erbat.

Ein zielbewußtes, von sozialer Arbeit bestimmtes Leben hat mit ihrem Dahinscheiden seinen Abschluß gefunden. Mit neunzehn Jahren bereits gründete sie nach eben absolviertem Lehrerinnenexamen in ihrer Geburtsstadt Straßburg die erste Fortbildungsschule für Mädchen. Sie selbst übernahm die Fächer Bürgerkunde und Volkswirtschaft. Ihr soziales Empfinden trieb sie in ihrer Freizeit zur ehrenamtlichen Wohlfahrtspflege und zum Aufbau der Frauenarbeit im Roten Kreuz. Freiburg und Berlin waren die nächsten Stationen. Hier erweiterte sie ihre volkswirtschaftlichen Kenntnisse und arbeitete im kirchlichen Dienst unter Bischof Dibelius. 1905 gesellte sie sich zu dem liberalen Naumannschen

Kreis, in dem sie den Redakteur der „Hilfe“, Theodor Heuss, kennenlernte. Die Trauung im Jahre 1908 vollzog kein Geringerer als Albert Schweitzer, dessen humanistische Leitsätze auch der Leitstern ihres Lebens waren.

Albert Schweitzer mußte Deutschland verlassen. Familie Heuss blieb — mit einem Gedankengut, das im tausendjährigen Reich nicht gefragt war. Theodor Heuss, Dozent der politischen Hochschule, wurde gezwungen, sein Amt aufzugeben, und auch Elly Heuss durfte nicht mehr unterrichten. Mit zweiundfünfzig Jahren baute sie ihr Leben noch einmal neu auf. Mit Schwung stieg sie ins Werbegeschäft, und bald war sie auf dem Gebiet der akustischen Werbung eine gefragte „Fachfrau“ und der Ernährer von Mann und Sohn.

Das Jahr 1945 fand Elly Heuss wieder im politischen Leben. 1946 zog sie an der Seite ihres Mannes als Abgeordnete der von ihr mitbegründeten „Demokratischen Volkspartei“ in den württembergisch-badischen Landtag ein. Auch hier war es wieder Kultur- und Sozialpolitik, denen ihr besonderes Interesse galt. Ihr segensreiches Wirken trug ihr bei der Bevölkerung den Namen „Landesmutter“ ein, der ihre Eigenschaften treffend charakterisierte, ihre Herzenswärme, unermüdete Arbeitskraft, ihr kritisches Auge und ihre Bescheidenheit. Trotz aller Arbeit fand sie noch Zeit, ihr köstliches Erinnerungsbüchlein aus der schweren Zeit nach 1933 „Schmale Wege“ herauszugeben (verlegt bei Rainer Wunderlich). Ebenso wie ihr „Ausblick vom Münsterturm“ offenbart es das humorvolle Gemüt und den weitblickenden Verstand seiner Autorin.

Als ihr Mann im September 1949 zum Bundespräsidenten gewählt wurde, folgte sie ihm, dem sie stets sorgende Frau und anregende Arbeitsgefährtin war, nach Bonn. Sofort erkannte sie die Möglichkeit, ihre Arbeit in einem größeren Wirkungskreis fortzusetzen. In diesen drei Jahren hat sie viel schaffen können, und ihre Arbeit fand ein Echo über die Grenzen hinweg. Ihr Lieblingskind war das Müttergenesungswerk. Die alljährlichen Sammlungen am Muttertag brachten allein so viel Spenden, daß 1951 38 000 Mütter einen Erholungsaufenthalt erhielten.

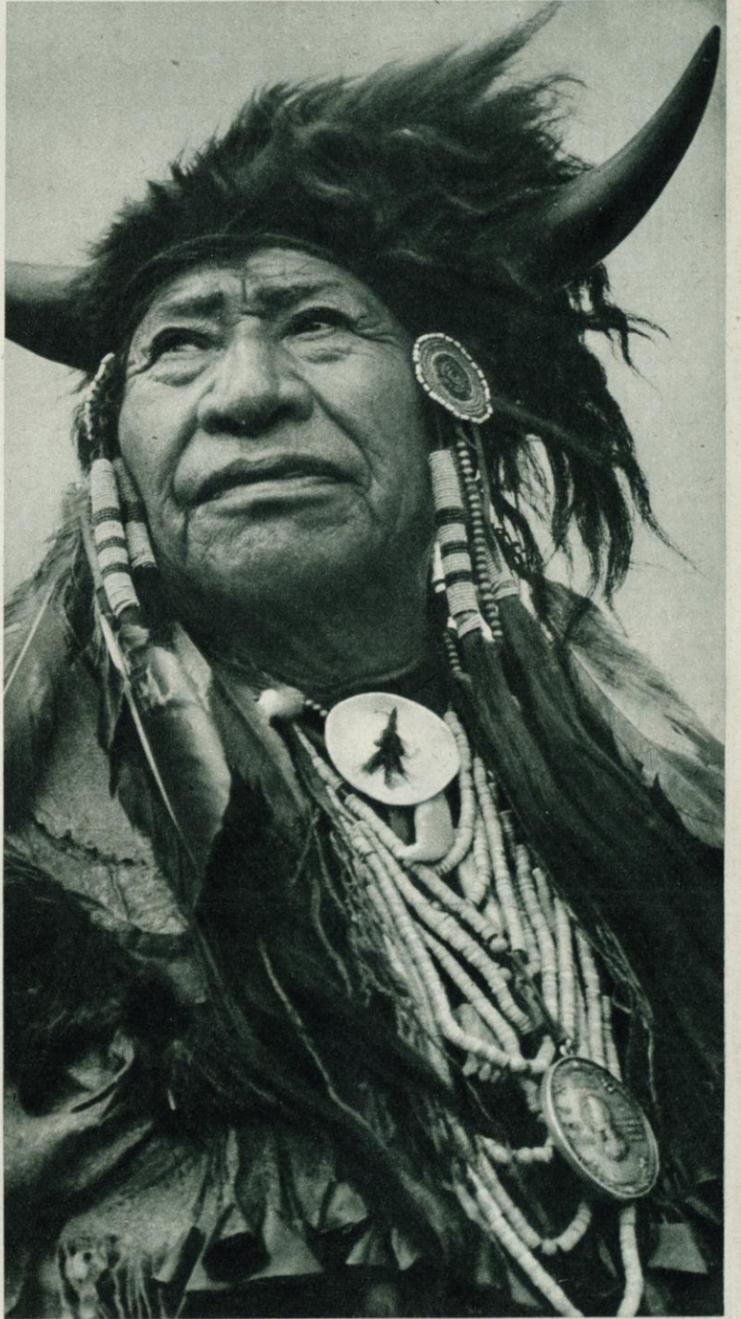
Der Lebenslauf dieser einmaligen, warmherzigen Frau spricht für sich. Er zeugt von einem Menschen, der immer danach strebte, wahrhaft menschlich zu denken und zu handeln. Ihrer kraftvollen Persönlichkeit war es gegeben, nicht nur das Leben ihres Mannes reich zu machen. Mit ihm trauert das ganze Land um eine edle Frau.

AUFWÄRTS

war beim „Waldfest“ der Stony-Indianer im Nationalpark von Banff in

KANADA

In diesem Heft beginnen wir mit dem Bericht unserer Weltreise. Kanada ist die erste Station. Unser Fotograf Paul Senn richtete seine Kamera nicht nur auf die Attraktionen des Fremdenverkehrs, er hat auch hinter die Kulissen geschaut. AUFWÄRTS will seinen Lesern diese Bilder nicht vorenthalten, denn hinter den Kulissen beginnt das wahre Leben. Unser zweiter Bericht im nächsten Heft wird die AUFWÄRTS-Leser in die Bettlerstraße von Quebec führen.



Unbeweglich wie eine Statue hockt der alte Häuptling der Stony-Indianer auf dem Boden. Sein Name ist Johnny Berapow. „Die alte Herrlichkeit ist vorbei“, sagte er. „Früher habe ich Büffel gejagt, heute muß ich mit dem Ochsen mein Feld pflügen. Ich bin Landwirt geworden.“ Von seiner alten Indianerherrlichkeit ist nur wenig übriggeblieben. Sein Kopfschmuck mit den gewaltigen Hörnern, die Perlenschnüre und das Lederkleid erinnern noch daran. Nur beim „Waldfest“ der Indianer bekleidet er sich damit. Deshalb ist er ein beliebtes Fotomodell der Touristen. „Einen Moment, bitte“, sagte Mr. Turner neben mir und hob die Kamera. „Ich brauche ihn für mein Album.“ In diesem Augenblick fotografierte ich beide: den Häuptling und den Millionär. Dann streckte der Alte seine Hand aus und sagte: „Einen Dollar, bitte, fürs Foto.“ Und ich mußte natürlich auch zahlen.



Verzeihung! Das wußte ich wirklich nicht!

In einem Bürohaus geht ein Junge durch die Räume. In der Hand trägt er ein kleines Pappköfferchen. „Brauchen Sie etwas, Schnürsenkel, Knöpfe, Sicherheitsnadeln...?“ wendet er sich an zwei Herren.

„Mein Vater...“

„Ach, schief dich weg! Diese Melodie kennen wir schon!“ Verschüchert zieht der Junge den Kopf zwischen die Schultern und verläßt den Raum.

„Hm! Diese Jugend von heute...!“ schüttelt der andere Herr den Kopf.

Ein Mädchel betritt das Zimmer des Jugendsekretariats einer Industriegewerkschaft. „Können Sie mir nicht helfen? Ich bin sechzehn Jahre alt, brauche Arbeit! Bis vor einigen Wochen war ich auf'm Büro bei den Amis. Personaleinschränkungen. Ich mußte auch gehen. Steno kann ich ein wenig und 'n bißchen tippen auch. Wenn Sie vielleicht 'ne Dolmetscherstelle...“

Der Sekretär sieht sich die Schulzeugnisse an. „Ich helfe dir. Ich weiß eine deutsche Dienststelle, die Lehrlinge sucht...“

„Nein, nein! Ich muß Geld verdienen! Meine Mutter braucht mich. Sie ist krank, der Vater gefallen. Ich habe noch drei Geschwister... Sie alle brauchen mich...!“

Fast böse lehnt sie das Angebot ab. In den Augen stehen Tränen, zugleich aber auch Bitternis und Resignation.

Im Darmstädter Hauptbahnhof wird der Wartesaal renoviert. Ich werfe einen Blick in den Raum. Es ist 22.30 Uhr. Handwerker sind noch eifrig an der Arbeit. Ein junges Bürschchen, fünfzehn Jahre alt, legt Installationsrohre.

„Ja, wieso schaffst denn du noch?“

Der Junge sieht kurz auf: „Überstunden!“

Wir lasen in der Ostzonenpresse:

62 Freunde verpflichteten sich in die Volkspolizei

„Theater der Freundschaft“ in Berlin. Über 200 der besten FDJler des Kreisverbandes Lichtenberg hatten sich hier am Ende der vergangenen Woche zu ihrer Aktivkonferenz versammelt.

... Dann sprach Günter Jatzlau, der 1. Sekretär der FDJ-Kreisleitung. Mit begeisternden Worten berichtete er von der historischen II. Parteikonferenz und sprach von den Aufgaben der Berliner Jugend beim Aufbau des Sozialismus.

Vom jubelnden Beifall begrüßt, sprach Werner Byszio als erster Diskussionsredner. Er erzählte, wie er nach der Mairede des Präsidenten Wilhelm Pieck den Entschluß faßte, der Deutschen Volkspolizei beizutreten, um in ihren Reihen die Heimat gegen alle etwaigen Angriffe der Imperialisten zu verteidigen.

„Ich bin stolz und glücklich, heute im Ehrenkleid unserer bewaffneten Streitkräfte zu euch sprechen zu können. Ich fordere euch auf, die besten FDJler in die Volkspolizei zu delegieren“, rief er den FDJlern zu.

Es war ein ergreifender Augenblick, als daraufhin 62 Konferenzteilnehmer in die Seitengänge hinaustraten und damit ihren Willen bekundeten, sofort den Ehrendienst in der Deutschen Volkspolizei anzutreten.

Beifallsstürme; Blumen wurden überreicht. Der hauptamtliche Funktionär der Kreisleitung Lichtenberg, Hans Zielske, bekam von Günter Jatzlau den Verbandsauftrag, der Volkspolizei beizutreten. Glückstrahlend nahm Hans den ehrenvollen Auftrag entgegen.

Aus dem Ferienlager kam eine Delegation der Jungen Pioniere. „Wir werden unsere Leistungen in der Schule noch mehr steigern und werden verstärkt Buntmetall sammeln für die Herstellung von Maschinen und Waffen zum Schutz unserer Heimat.“

Es war ein feierlicher Augenblick, als den jungen Volkspolizisten, die als Gäste an der Konferenz teilgenommen hatten, der „Kurze Lehrgang der Geschichte der KPdSU (B)“ überreicht wurde.

Günter Koch in „Junge Welt“ (FDJ Berlin)

Ein Mann kommt auf mich zu: „Halten Sie den Jungen nicht auf! Keine Zeit für Schwätzereien!“

„Haben Sie schon einmal vom Jugendschutzgesetz gehört? Nacharbeit...“

„Ach was, Jugendschutzgesetz... Quatsch... Außerdem habe ich die Genehmigung vom Gewerbeaufsichtsamt. Soll arbeiten, der Junge, dann lernt er auch was!“

Ich stehe vor der Auslage einer Buchhandlung. In einer Ecke sind die Jugendbücher ausgestellt. „Die Schatzinsel“ kostet 4.30 DM, Coopers „Lederstrumpf“ 5.80 DM, die Karl-May-Bände kosten je Stück 7.— DM.

Mir fallen geheimnisvolle Einbrüche in einem Zeitungskiosk ein. Nachdem es anfänglich Mühe machte festzustellen, was eigentlich gestohlen wurde, bemerkte man letzten Endes, daß die Täter Wildwestromane mitgehen ließen, die sie beim neuerlichen Einbruch auswechselten. Durch eine Falle erwischte man die Übeltäter. Es waren Jugendliche.

„Wir hatten doch kein Geld“, meinten sie entschuldigend.

Verhandlung vor dem Jugendgericht. Hauptangeklagter ist der 17jährige Anführer einer Altmetalldiebesbande. Er wird zu sechs Wochen Jugendgefängnis verurteilt. Ohne mit der Wimper zu zucken, nimmt er das Urteil an. Beim Verlassen des Saales verabschiedet sich der Jugendliche, zum Richter gewandt: „Auf Wiedersehen!“

„Hoffentlich nicht hier!“ meint dieser mahnend und lächelt. „Bei etwas mehr Glück nicht!“ ist die Antwort.

Eine Frau hat sich vor der Strafkammer zu verantworten. Grund: Sie verkuppelte ihre 15jährige Tochter an farbige Soldaten. Die Quittung lautet über vierzehn Monate Gefängnis. Eines Tages wird die Frau die Strafe antreten. Aber was wird dann aus ihrer Tochter? Wird es gelingen, dem jungen Menschen zu zeigen, daß das Leben noch schönere Seiten hat als jene, die sie bisher kennenlernte? Ihre Kinderzeit war hart. Der Vater fiel im Osten, und zu Hause sind noch mehr unmündige Kinder.

In Frankfurt a. M. wurde ein 38jähriger Mann festgenommen. Er lud mehrere Jungen im Alter von zehn bis zwölf Jahren in seine Wohnung, gab ihnen Kaffee und Kuchen und verging sich an ihnen.

Wegen eines gleichen Deliktes saß er schon einmal im Zuchthaus.

„Hm! Diese Jugend von heute...!“ schüttelte der Herr den Kopf. Diese Kopfschüttler gab es schon vor fünfundsiebzig Jahren. Sie lebten auch schon vor hundert Jahren, und immer waren sie geneigt, alle Schuld und die perfekte Verderbtheit bei der Jugend zu suchen. Sie zeichneten sich gleich dem Vorgenannten durch Unwissenheit, Unverständnis und Verbortheit aus.

Auch der seriöse, gutsituierte Herr des Bürohauses hat anscheinend noch nichts darüber gehört, daß durch den letzten Krieg fünfeinhalb Millionen Kinder und Jugendliche heimatlos wurden, daß es in der Bundesrepublik eine viertel Million eltern- und obdachloser Landstraßenwanderer gibt, die behördlich registriert sind. Das graue Heer der Nichtregistrierten ist nicht annähernd abzuschätzen. Ob der betreffende Herr weiß, daß es heute noch, sieben Jahre nach Kriegsende, 125 000 deutsche Kinder im Barackenland gibt?

Ob der Herr im Bürohaus weiß, daß die Zahl der Sittlichkeitsvergehen an Jugendlichen in Hessen im Jahre 1946 „nur“ 120 betrug, daß man jedoch im ersten Halbjahr 1950 die traurige statistische Zahl 465 verbuchen mußte? Seitdem ist die Lawine ständig im Steigen begriffen. Ob dem kopfschüttelnden Herrn auch bekannt ist, daß bei einer Befragung jugendlicher festgestellt wurde, daß nur 15,1 v. H. der Befragten 48 Stunden und weniger wöchentlich inklusive Zurücklegung des Arbeitsweges arbeiten, dafür aber 36,9 v. H. bis zu 54 Stunden, 5,9 v. H. bis zu 72 Stunden und 2,5 v. H. sogar über 90 Stunden wöchentlich mit Arbeitsweg? Wenn er diese Dinge einmal in Ruhe überdenken würde, ist anzunehmen, daß er seinen Ausspruch mit Bedauern zurücknimmt, dabei sagend: „Oh, Verzeihung! Das habe ich nicht gewußt...!“

Das amüsiert Indianer und Millionäre

Die Zelte der Stony-Indianer und ihre farbenprächtigen Kleider sind nur einmal im Jahr zu sehen: beim „Waldfest“. Es soll an die traditionellen Indianerfeste erinnern, die nach althergebrachtem Ritus begangen wurden — damals, als die Rothäute noch frei waren. Heute leben sie in verlotterten Holzhütten. Die „Waldfeste“ sind Höhepunkte ihres armen Lebens und Anziehungspunkte für die Touristen und Millionäre aus den USA und Kanada.



Indianer und Millionäre

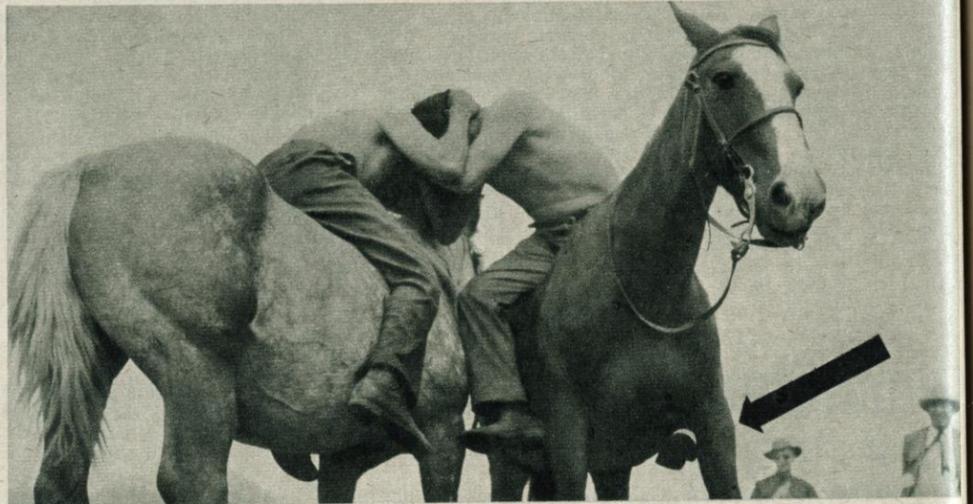


Soviel Fotoapparate sieht man sonst nirgendwo. Jeder Tourist, der aus den Vereinigten Staaten oder aus den Städten Kanadas kommt, bringt seine Kamera mit. „O wie süß“, sagte Miß Gloria aus Chicago, als sie den kleinen Indianerboy sah. Sie hielt ihre Kamera in Position, und schon kamen die anderen Touristen und nahmen den Kleinen aufs Korn. Er fürchtet sich noch etwas vor den komischen Bleichgesichtern, was ihn aber nicht davon abhält, die Hand auszustrecken: „Einen Dollar, bitte...!“ Die Touristen wissen nicht, daß die Indianer nach dem Fest in brüchigen Holzhütten wohnen, armselig leben und jeden Dollar bitter nötig brauchen können.



Fünf Dollar je Jahr und ein neues Kleid für den Häuptling, das ist alles, was den Stony-Indianern in der kanadischen Provinz Alberta von ihrer alten Indianerherrlichkeit übriggeblieben ist. Nur die ältesten des Stammes können sich noch erinnern, wie das vor dem „Abkommen Nr. 7“ war, vor dem größten Landdiebstahl in der Geschichte Kanadas. Das war vor 1870, da konnten die Stony-Indianer durch das ganze Gebiet der welligen Vorberge bis hoch in die Ketten des Kanadischen Gebirges und bis hinüber in die Rocky Mountains streifen. Sie hatten ihre Lager in den Hügeln, zogen über die Ebenen weit nach Osten hinter den Büffelherden her, die Nahrung und Kleidung versprachen. Sie lebten das freie Leben der Bergjäger und Fallensteller. Wenn der Pelztierfang gut gewesen war, feierten sie ihre traditionellen Indianerfeste nach althergebrachtem Ritus an den schönsten Stellen der Rocky Mountains. Dann

aber begann der tödliche Sturz in den Abgrund der weißen Zivilisation. Wie überall, war das Feuerwasser geschäftstüchtiger Händler schuld. Der Schienenweg der Canadian Pacific Railroad fraß sich durch ihre Reservation. Heute sind die Stonys ohne Jagdgründe, ohne den heiligen Platz ihres Sonnentanzes und ohne fruchtbaren Boden. Wenige Weiße haben das Unrecht eingesehen. Sie suchen zu helfen. Ein Komitee veranstaltet die Indianertage von Banff. Die farbenprächtigen Zelte werden wieder aufgestellt, morgens marschieren der Stamm in seinen Festkleidern durch die Stadt. Die schönsten Trachtenträger erhalten Preise. Dollarschweren Touristen stehen sie Foto Modell. Sie zeigen den Weißen ihre Zelte und halten dabei die Hand auf für einen Dollar. Das Ende eines langen Weges abwärts in kürzester Zeit. Ein trauriges Verdienst der „Zivilisation“.



Ungesattelt sind die Pferde. Sie stehen bewegungslos wie Standbilder. Dagegen winden sich die beiden jungen Kämpfer. Einer versucht den anderen vom Pferd zu ziehen. Aus der Nähe hört man ganz deutlich das Schnauben der beiden. Man könnte meinen, es seien die Pferde. Sieger wurde der rechte. Geschickt klemmte er seinen linken Fuß ein und drückte seinen Gegner links vom Pferd ab...



Interessanter als die wilden Indianerspiele waren die Gesichter der indianischen Zuschauer. Mit schrillen Stimmen feuerten sie die Kämpfer an. Sie fühlen sich zurückversetzt in die Tage ihrer Väter. Und die gute, herrliche Zeit, die sie nur noch aus Erzählungen kennen, steigt vor ihnen auf. Und doch haben diese Spiele ihren alten Sinn verloren. Die Indianer sind kein freies Volk mehr.



Dieses Bleichgesicht, Mister Ernest Kehr aus Neuyork, ist kein Millionär. Er bringt aber den Indianern immer etwas mit. Diesmal sind es Kleider für die Frauen. Kehr ist Redakteur in Neuyork und wird von den Stony-Indianern sehr geliebt.



Ende und Höhepunkt des ersten Festtages war das Tauziehen der Damen. Sie zeigten sich besonders gern der Öffentlichkeit. Sie trugen die abgetragenen Kleider der Amerikanerinnen, die Mister Kehr aus Neuyork mitgebracht hatte. Eigentlich war es ein trauriges Bild. Sie freuen sich über die Trinkgelder der Millionäre und die abgetragenen Kleider, die ihnen Kehr mitbrachte. Niemand gibt ihnen aber das zurück, was die Weißen ihnen stahlen: Das herrliche große Land ihrer Väter.

AUFWÄRTS verließ spät am Abend des ersten Festtages das Lager der Stony-Indianer und fuhr nach Quebec. Im nächsten Heft folgt unser großer Bildbericht: Bettlerstraße in Quebec (Kanada).

ERNTELIED

Es steht ein goldnes Garbenfeld,
das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

Es stockt der Wind im weiten Land,
viel Mühlen stehn am Himmelsrand.
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendrot,
viel arme Leute schrein nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,
und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,
es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!

RICHARD DEHMEL

EIN LAIB BAUERNBROT

VON FRANZ SCHRÖNGHAMER-HEIMDAL

Ein Laib Bauernbrot ist etwas so Alltägliches, wenigstens für den Landgeborenen, daß er darüber nichts hören und lesen mag. Das Brot ist immer noch seine Hauptnahrung, die er täglich fünfmal zu sich nimmt, nicht nur bei den „Brotzeiten“ vormittags und nachmittags, sondern auch bei den drei Hauptmahlzeiten morgens, mittags und abends, die er sich ohne eine Schnitte Brot als Zukost nicht vorstellen kann. Das hausgebackene Bauernbrot ist das einzige, an dem sich der Landmann nicht abißt. Wenn ihn zwischenzeitlich hungert, holt er sich eben den Brotlaib aus der Tischschublade und schneidet sich einen Kell ab. Und wenn er einen Gang über Land hat, schiebt er sich einen gehörigen Ranken in die Rocktasche, damit er unterwegs heruntersäbeln kann, wenn sich der Magen melden sollte.

Was das tägliche Brot für den Bauer ist, das merkt er erst, wenn er tagelang von Erdäpfeln und Nudeln leben muß, weil der Müller das Korn nicht rechtzeitig gemahlen hat.

Ja, liebe Leute, so ist das mit dem täglichen Brot. Ich weiß es wohl, weil ich selbst in einem Bauernhause aufgewachsen bin.

Seit den Tagen meiner Kindheit bin ich ein treuer Liebhaber des echten, veitchenduftenden Bauernbrotes, auch in fremden Bauernhäusern. Erfreulicherweise herrscht immer noch die Sitte, daß dem Gast in fremder Bauernstube zuerst der Brotlaib und ein langes Messer hingelegt wird, das die brave Hausmutter erst an ihrer nicht jedesmal sauberen Schürze abwischt, dem Gast zu Ehren. Deshalb ziehe ich es vor, bei solchen Anlässen stets das eigene Messer zu benutzen. Aber das Brot selbst lasse ich mir nie entgehen, weil es überall gleich köstlich ist, wenigstens für den Kenner, wie ich einer bin. Und überall hat es einen etwas anderen Geschmack, weil nämlich jede Bäuerin die herkömmlichen Hausmittel anwendet, wie Art, Menge und Mischung der Gewürze, mit denen sie in ihrem Hausbrot den von Urmüttern vererbten Hausgeschmack verleiht.

Wenn das Wort Eigenbrötlei irgendwo am Platze ist, hier besteht es zu Recht! Denn ich habe im Laufe eines langen Lebens diese „Eigenbrötleien“ in mehr als hundert Bauernhäusern der engeren und weiteren Heimat erfahren. Und ich darf der Wahrheit die Ehre geben: Überall gab es ein Bauernbrot von erlesenem Wohlgeschmack. Das allerbeste bekam ich bei der Hofbäuerin in Hundsberg zu kosten. Das ist ein abgelegener Weiler im bayrischen Vorwald, unweit des lieblichen Marktfleckens Hengersberg.

Mein Oheim, der damals um die Jahrhundertwende auf der Seemühle hauste, machte mich in den Ferien einmal mit dieser Hofbäuerin bekannt. Ich wußte von ihr nur, daß sie Mann, Söhne, Hof, Stall und Feld regierte.

Als wir zu ihr in die Stube traten, legte sie uns einen Laib Brot auf die blitzblanke Tischplatte. Ich schnitt mir gleich eine ziemliche Scheibe ab, weil ein Duft von diesem Brot ausging, wie ich es bisher noch nie gekostet hatte.

Da sagte sie zu meinem Oheim: „Der weiß wirklich, was gut ist. Nun ja, er ist ja hochstudiert, wie ich gehört habe.“

Mir aber legte sie vertraulich die Hand auf die Schulter und sprach: „Mit deinem Lob, laß dir sagen, hast du dich richtig bei mir eingeschmeichelt. Du wirst noch von mir hören.“

Ich hatte diese wackere Bäuerin bis dahin nicht gekannt und sie auch später nicht mehr oft gesehen. Als ich einige Tage hernach wieder nach München zum Studium fuhr, wußte ich nicht einmal mehr, ob es Hofbäuerin von Hundsberg oder Hundsbergbäuerin von Hofberg hieß. Nur der seltsame Wohlgeschmack ihres einzigartigen Bauernbrotes schwebte mir immer noch auf der Zunge.

An ihre Ankündigung, daß ich von ihr noch hören würde, dachte ich schon lange nicht mehr.

Da erhielt ich Monate später ein riesiges Paket von der Post, eingewickelt in mehrfach gefaltete Sackleinwand. Es hatte die Rundung eines gewaltigen, wohlgeformten Brotlaibes. Auch der Duft ließ mich auf Bauernbrot raten. Sollte vielleicht die Hofbäuerin von Hundsberg ihre Zusage wahrgemacht haben?

Ja, so war es!

Dieser Laib kam gerade zur rechten Zeit, denn Schmalhans war eben wieder einmal Küchenmeister bei mir gewesen. Der Magen knurrte, und die Zunge lechzte nach echt niederbayrischem Bauernbrot à la Hofbäuerin von Hundsberg.

So schnitt ich den riesigen Laib, nachdem ich ihn genug bewundert und berochen hatte, mit Herzenswonne an. Aber was quoll mir aus den Eingeweiden dieses Monstrums entgegen? Zartrosig angehauchte Schnittflächen echt niederbayrischen Bauerngeschlechts, wie der à la Hofbäuerin von Hundsberg.

Eine Kostprobe überzeugte mich sogleich, daß die Musterbäuerin im Suren und Selchen der Borstentiere ebenso unübertroffene Meisterin war wie im Brotbacken.

Der ganze Laib war mit Rauchfleisch ausgefüllt. Nur die äußere Rinde war Brot, das mit dem Inhalt im Backofen herausgebacken war.

So etwas Saftiges, Zartes, Wohlgeschmeckendes hatte ich mein Lebtag nicht gegessen. So war ich auf viele Tage jeder Leibessorge enthoben.

Das Herrlichste an dieser Überraschung aber war die Herzensfreude, die mir die großmütige Hofbäuerin von Hundsberg mit dieser unerwarteten Gabe bereitet hatte.

Ich schrieb ihr einen seitenlangen Brief und habe ihr in den nächsten Ferien meinen Dank auch noch mündlich abgestattet: „Wozu denn noch danken?“ wehrte sie bescheiden ab. „Du hast mir eine Riesenfreude gemacht mit deinem Lob über mein Brot. Und da war es doch fast meine Pflicht, dir auch eine Freude zu machen.“

Ich habe seitdem noch vielen Bäuerinnen ihr Hausbrot über den Schellenkönig gelobt, aber keiner ist es seitdem mehr eingefallen, mir für dieses Lob einen Brotlaib mit eingebackendem Rauchfleisch zu schicken.

In dieser Hinsicht gab es eben nur eine Hofbäuerin von Hundsberg. Und darum sei ihr mit Fleiß dieses Denkmal gesetzt.



ZUM SONNTAG DER ERNTE

Vielleicht fragt sich mancher, wozu es einen Sinn haben könnte, über einen Sonntag des Jahres das Wort Brot zu schreiben und zur Ernte zu danken, zumal das Korn ja ohnehin heranwächst auf den Feldern des Landes — bis an den Rand der Städte — fast in die Fenster und Höfe der Häuser und Fabriken hinein. Und mancher in der Stadt denkt sich vielleicht, daß den anderen Ernten der Erde — der Kohle, dem Holz und dem Öl — die gleiche Andacht gebühre, weil der Mensch sich nicht weniger darum müht, sie der Menschheit zu geben — wie der Bauer sich darum müht, uns unser täglich Brot zu geben. — Und doch ist es so, daß wir wohl zu leben vermöchten, ohne die Kohle zu fördern oder das Holz der Wälder zu schlagen. Aber ohne das Korn der Äcker würde ein Leben auf Erden kaum möglich sein. Weder säen noch ernten, weder planen noch hämmern würden wir mehr, wenn das Korn seine geheimnisvolle Kraft zum Keimen und Fruchttragen verlore. — Wie es geschehen sein soll in jenen „toten Zonen“ einer „verbrannten Erde“, wo die furchtbare Glut des Unterganges kein Stückchen Erde mehr rein und lebendig ließ. — Über Jahrtausende hin galt der Acker als Wertmaß, und die Fülle der Kornspeicher machte den Reichtum einer Stadt oder eines Landes aus. Bis das lebendige Kornmaß von der harten Münze verdrängt wurde. Die wachsenden Städte rissen immer mehr Kornland an sich, und die Industrieanlagen brachten

das Rauschen von immer mehr Ährenmeeren zum Verstummen. Der Wert eines betonierten Stadtgrundstückes stieg ungeheuerlich im Preis, während der mühsame Ertrag eines Ackers immer mehr an Geldeswert verlor. Und in manchem Lande wurden Aussaat und Ernte sogar zu einer Industrie, die den Acker rücksichtslos erpreßte, damit die steinernen Silos sich füllten — und die Getreidebörsen der Welt ihr dämonisches Spiel treiben könnten. — Mit dem Hunger auf der einen Seite — und mit dem Überfluß auf der anderen Seite. Ein Überfluß, der die „Preise“ verdarb und den man wie Spreu unter den Kesseln der Lokomotiven verfeuerte. Vieles beginnt in unserer Zeit zum Sinnvollen zurückzufinden. Zwischen Öltürmen, wo zuerst nur eine zerstampfte Wüste war, rauscht wieder das Korn. In Fabrikhöfen leuchtet dort, wo noch Erde ist, grüner Rasen mit Beeten darin. Gewiß ist diese Sorgfalt ein Zeichen dafür, daß wir uns dem Geheimnis des Ackers wieder nähern. Und eigentlich ist es doch auch nur dies: Daß wir Städter das Brot des Landmannes nur entgegennehmen, um es zu wandeln! Um es zu härten und zu schmieden in den Feuern der Werköfen — am Amboß — und in den Stichflammen der Gebläse. Bis es wieder Stahl ist — das Brot! Harter, blanker Stahl eines Spatens, einer Pflugschar oder einer Sense. Unser täglich Brot! Unser Stahl der Stille! Unsere Waffen des Friedens! Georg Büsing

Zweikampf der Moschusochsen

Vitalis Pantenburg, unseren Lesern aus vielen Reportagen bekannt, hat eine Vorliebe für kalte Landschaften. Diesmal schickt er seinen Bericht aus dem fast unzugänglichen nordostgrönländischen Küstenland. „Es ist ein Paradies für Natursucher und Jäger“, schreibt uns der kühle Mann begeistert. Aber bitte, lest doch selbst . .

Weit drinnen am Ende des Franz-Josephs-Fjords steigt sanft eine Aue an, durch die ein weißgrün schäumender Gletscherbach in vielfältig gewundenem Lauf fjordwärts springt. Lose Geröllmassen, von den wetterzerfurchten Bergschroffen zuweilen mit donnerndem Gepolter in die Tiefe gesandt, machen das Schreiten nicht gerade bequem. Unter meinen Schuhen klingt es hell wie von Tonscherben. Als ich mühsam den Kamm einer Berglehne erklommen habe, schwingt sich weit offen vor mir eis- und schneefreies Land grandios in seiner abweisenden Kahlheit. Fern hinter den letzten Gebirgsketten, weiß ich, liegt der mächtige Eisschild Grönlands. Unter mir breitet sich das „Tal der fünf Seen“, einer gestaffelt hinter dem anderen.

Unversehens tut sich vor mir ein jäher Abgrund auf, einen mir bisher verborgenen Talkessel mit samtgrünen Matten und aus dichtem Moos, Flechten und reichlich eingesprenkelten Rauhasbüscheln abschließend.

Wie — sehe ich recht? Da äsen doch zwei starke Moschusochsen. Schnell das Glas her! Es sind prachtvolle Burschen, offenbar einzeln ziehende Stiere.

Wie sich die beiden Eiszeitrecken da unten gegenüberstehen! Ein zauberndes Bild uralter Kraft; sind sie doch das größte Landwild in der arktischen Welt. Vierzig, fünfzig Meter, schätze ich schnell,

mögen sie auseinander sein. Über den kurzen, gedungenen Buckeln wölben sich ihnen die dichten gelbbraunen Mähnen.

Kampfesstoll senken sie unvermittelt die mächtigen Häupter mit dem zwifach gebogenen gefährlichen Horngehwaff wie gepanzerte Ritter ihre ehernen Schilde zur Wehr im Zweikampf. Herausfordernd ertönen ihre Kampfrufe, ein tiefes, grollendes Schnauben, das mehr einem Knarren ähnlich ist. Das ist die ehrliche Ansage zum Messen der Kräfte. Wild fegen die Kämpen mit den kräftigen Vorderhufen Steine, Gras und Erde zur Seite, daß die Brocken nur so fliegen.

Wie auf einen Startruf hin bäumen die Stiere sich gleichzeitig auf, stampfen kurz in merkwürdig bockenden Sprüngen auf der Stelle, daß der dicke braune Pelzbehang gleich einem langwallenden Turniermantel flattert. Wütend halten sie die Stirnen gesenkt. Noch gedrungener, noch kraftvoller wirken sie nun, urwüchsige Kämpen aus grauer Vorzeit. Los — genau gegeneinander rasen sie an; mit einer Schnelligkeit, die man derart plump wirkenden Tieren niemals zutraut hätte. Die Erde dröhnt unter den starken Hufen der Kolosse. Ein dumpfes Krachen: die Panzer ihrer Schädel sind aufeinandergeprallt. Vielfach hallt das Echo von den Felswänden wider. Doch beide stehen fest auf den Säulen ihrer starken Läufe. Keiner verlor unter dem gewaltigen Anprall auch nur

einen Hufbreit Boden, keiner auch wankte nur einen Augenblick. Ich weiß von im Lande überwinternden Polarjägern, daß es unter den arktischen Wildrindern nicht üblich ist, mutwillig einen Artgenossen mit den Hörnern zu fetzen, wie sie sehr wohl im Kampf mit anderen Gegnern zu tun pflegen. Nein — untereinander halten sie sich an ritterliche Regeln.

Eine Weile noch verharren die Turniergegner unter leisem Schnauben mit gesenkten Köpfen in dieser merkwürdigen Stellung Stirn an Stirn, als wollten sie nunmehr ihre Nasen freundschaftlich gegeneinanderreiben, Gegnern im Sport ähnlich, die sich nach dem Kampf die Hände reichen.

Der erste Gang hat offensichtlich „unentschieden“ geendet. Die Turnierpartner sind nahezu gleich stark; doch erwiesen ist es wohl noch nicht. So trennen sie sich denn, machen gelassen auf der

rasseln sie zusammen, krachen die unglaublich harten Hornpanzer aufeinander. Auch diesmal erweist sich keiner als der Überlegene.

Noch zu einem dritten Gang setzen die Stiere an. Doch auch dieser letzte endet, ohne daß einer in die Knie geht. Jeder steht unverrückbar fest nach dem gewaltigen Anprall: endgültig „unentschieden“ also. Da geben sie es beide auf und beginnen wieder friedlich nebeneinander zu äsen, als sei nichts geschehen. Ob ihnen die Lust verging, weil doch kein Gefolge von Kühen und Jungwild in der Nähe ist, um dessen Gunst weiterzukämpfen sich lohnen würde?

Aus irgendeinem Anlaß heben die langbepelzten Tiere plötzlich die Köpfe und nehmen Wind in Richtung der Talaue, in der sich alsbald meine Expeditionsgefährten zeigen. Da traben sie leicht an, der eine hart hinter dem andern, auf einen



Moschusochsen mit dem Teleobjektiv ganz nah herangeholt.

Hinterhand kehrt und traben langsam auf ihre Ausgangsplätze zurück. Das großartige Spiel beginnt von neuem. Auch diesmal versuchen die Recken, einander zum Wanken zu bringen oder gar umzuwerfen. Vielleicht noch etwas schneller als beim ersten Gang jagen sie los; wütender noch

reichlich abschüssigen Geröllhang zu. In unglaublichem behendem Klettern eilen sie auf schmalem, ausgetretenem Stieg, wohl ein ihnen vertrauter Wechsel, bergan und sind bald darauf über dem Kamm zwischen den Felsen verschwunden . . . Vitalis Pantenburg

Deutscher
Gewerkschafts-
Bund

PROKLAMATION



ARBEITER

ANGESTELLTE

BEAMTE

Der Deutsche Bundestag hat entschieden

Seine Entscheidung über das Betriebsverfassungsgesetz fiel mit knapper Mehrheit gegen die Arbeiter, Angestellten und Beamten und ihre Gewerkschaften. Gegen den in unzähligen Kundgebungen eindeutig geäußerten Willen von Millionen von Arbeitnehmern hat der Bundestag ein Betriebsverfassungsgesetz verabschiedet, das den Wünschen der rückschrittlichen Kräfte Rechnung trägt und offensichtlich eine Demonstration gegen den Deutschen Gewerkschaftsbund darstellt.

Die Kräfte der Reaktion sind aus ihrer Verborgenheit herausgetreten

Es gab im Bundestag keine ernsthafte Diskussion über Abänderungsanträge der sozialdemokratischen Fraktion, die den Forderungen des Deutschen Gewerkschaftsbundes und im wesentlichen auch denen der Sozialausschüsse der CDU entsprachen. Alle diese Anträge wurden von den Koalitionsparteien abgelehnt. Die Begründungen zu den Anträgen wurden kaum beachtet, man machte nicht einmal den Versuch, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Bereits im Ausschuß für Arbeit und Wirtschaft wurden wichtige Paragraphen im Henneketempo zur Verabschiedung gebracht. 15 wichtige Paragraphen in 15 Minuten! Auch im Parlament gab es keine sachliche Diskussion, nur ein rücksichtsloses Ausnutzen der parlamentarischen Mehrheit durch die Koalitionsparteien gegen alle Abänderungswünsche des DGB. Die Verpflichtung der Regierungskoalition gegenüber der Unternehmerschaft und den ihre Interessen vertretenden Parteien war offenbar stärker als die Einsicht in die politischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten unserer Zeit.

Was verlangten die Gewerkschaften, was besagten die Anträge der SPD-Fraktion?

Doch nur das, was schon in dem bisherigen Recht der Länder und in Vereinbarungen innerhalb der Betriebe festgelegt oder von maßgeblichen Unternehmern als notwendig und den Zeitverhältnissen entsprechend bezeichnet wurde. Dieses Recht hat weder der Wirtschaft noch der Verwaltung Schwierigkeiten bereitet, sondern zu seinem Teil mit zum Aufstieg der deutschen Wirtschaft beigetragen.

Das Unternehmertum will die Belegschaften von ihren Gewerkschaften trennen!

Es soll ein Keil in die Reihen der Arbeiter, Angestellten und Beamten getrieben werden. Die Unternehmer wollen die Arbeitnehmer betriebsweise aufspalten, um damit die solidarische Geschlossenheit der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften zu stören. Die Mehrheit des Parlamentes hat durch seine Einstellung zu dem Betriebsverfassungsgesetz diese Absichten unterstützt. Die Arbeitnehmerschaft hat das Bemühen des Unternehmertums durchschaut! Die Arbeiter, Angestellten und Beamten werden ihre Gewerkschaften stärker denn je machen. Die Verabschiedung des Betriebsverfassungsgesetzes hat eindeutig bewiesen, daß von der jetzigen Mehrheit im Bundestag eine Gesetzgebung, wie sie zur demokratischen Neuordnung in Wirtschaft und Staat notwendig ist, nicht erwartet werden kann. Die Gewerkschaften werden sich das Gesetz des Handelns jedoch nicht von ihren Gegnern vorschreiben lassen. Mit allen demokratischen Mitteln werden wir eine Änderung des Gesetzes anstreben und um Rechte kämpfen, die uns genommen bzw. vorenthalten wurden. Unser Handeln wird immer bestimmt sein von der großen Verantwortung gegenüber unseren Mitgliedern und dem deutschen Volk.

Wir erinnern daran, was der Bundeskanzler in seinem Brief vom 16. Mai 1952 an den Vorsitzenden des DGB schrieb:

Im kommenden Jahr werden Neuwahlen zum Deutschen Bundestag stattfinden. Hier bietet sich dem Deutschen Gewerkschaftsbund eine Möglichkeit, auf dem in unserer Verfassung vorgesehenen Wege seine Auffassung über eine einheitliche und fortschrittliche Betriebsverfassung durchzusetzen.

Wir werden den Bundeskanzler nicht enttäuschen und Sorge tragen, daß alle Wahlberechtigten wissen, welche Abgeordneten im Parlament sich für die Forderungen des Deutschen Gewerkschaftsbundes eingesetzt haben! Anerkennung und Dank den Millionen von Arbeitern, Angestellten und Beamten in Stadt und Land, die für ihre Interessen für den Fortschritt in Wirtschaft und Gesellschaft demonstrierten. Dank auch allen, die sich um die Durchsetzung der gewerkschaftlichen Forderungen bemüht haben.

Deutscher Gewerkschaftsbund - Bundesvorstand

DAS RINGEN UM EINE SOZIALE NEUORDNUNG GEHT WEITER

Am Rande geschehen

Noch einmal erstes Bundesjugendtreffen der Gewerkschaftsjugend. — Von alledem, was letzters zu kurz kam und selbst die nicht alles sehen konnten, die am 19. und 20. Juli mit dabei waren: Laienspiel, Morgenfeier, Volkstanz, Chöre, Sport... — Viel Volk in allerlei Farben, und alles war Gewerkschaftsjugend. — Noch einmal Festhalle, diesmal draußen. — Mit Helsinki konnten wir natürlich nicht konkurrieren. — Hauptsache, es war schön. — Trotzdem nicht vergessen: „Wir tragen die Zukunft!“

„Am Rande geschehen“, das ist natürlich subjektiv zu verstehen. Für manche war es eben doch die Hauptsache: Für die Laienspielenthusiasten beispielweise, die zwei Tage lang die Waldbühne des Frankfurter Stadions belagerten (einige sollen sogar dort geschlafen haben), vor allem aber für die Laienspieler, die ja wochenlang geprobt hatten, um den Kolleginnen und Kollegen aus ganz Deutschland in Frankfurt ihr Können zu zeigen und Freude zu bringen. Und das ist ja denn auch verständlich.

Zwei Tage lang ging Stück für Stück über die Waldbühne, die nie leer wurde. „WELT DER ARBEIT“ schrieb von der „Parade der Laienspiele“. Das kann man schon sagen.

Die Parade

„Wir tragen die Zukunft“ hieß das Motto unseres Treffens, und „Wir tragen die Zukunft“ schrieb und inszenierte uns der Freiburger Kollege Anton Zink. Es war eines jener Spiele, die zündeten. Die Zuschauer waren sofort mittendrin und gingen mit. Kurz und knapp, sketchartig folgte Szene auf Szene dem Höhepunkt entgegen. Zu fragen bleibt nur, ob das umfassende Thema in dieser Form auch bei den Zuschauern ankam.

„Die Bürger von Calais“ gingen leider unter in der Weite des Raumes. Im Donnern der an der Waldbühne unmittelbar vorbeifahrenden Eisenbahnzüge (Hauptstrecke Frankfurt—Darmstadt) und dem Dröhnen der auf dem nachbarlichen Rhein-Main-Flughafen landenden und startenden Viermotorigen. Letzteres ergab eigentlich bei allen Spielen eine unpassende Geräuschkulisse. Bei „Die Bürger von Calais“ hätte zumindest das „viele Volk“ stärker besetzt werden müssen, um dem in geschlossenen Räumen mit so viel Erfolg aufgeführten Spiel auch in der weiten Waldbühne seine Wirkung zu geben. So kamen beachtliche Einzelheiten nicht recht zur Geltung.

Dicke Pompanne

Das „Wiener Arbeiterlied“ hatte zwar gute Ansätze zu einem erstklassigen Sprech- und Singspiel, verlief aber dann in einigen Teilen derart episch, daß viele Jungen und Mädchen — man merkte es deutlich — nicht folgen konnten. Vor allem ist uns die Welt des Prometheus und des Zeus viel zu fremd, um dem gebotenen Stoff folgen zu können. Schade um die außerordentliche Leistung der Wiener Kolleginnen und Kollegen. „Das Schloßpark-Kommödchen“ war glücklicher

dran. Die Welt, in der es spielte, war jedem bekannt: Der Staat und seine weitverzweigte Bürokratie wurden ironisch kritisiert. Stellenweise folgte Pointe auf Pointe. Es gab viel zu lachen und herzlichen Beifall.

Es hat sich in Frankfurt gezeigt, daß kleine frohe Stücke bei einem solchen Treffen meistens das richtige sind. Spiele wie „Die Bürger von Calais“ brauchen doch schon etwas Sammlung, brauchen eine Hörergemeinde. Beides läßt sich an so turbulenten Tagen auf einer Waldbühne, wo dauerndes Kommen und Gehen herrscht, schwer erreichen. Was meinen die Kollegen Laienspielintendanten?

Das wurde einem auch klar, wenn man am Freitagabend „Die Ballade vom Eulenspiegel, vom Federle und von der dicken Pompanne“ gesehen hatte. Dieses Spiel von Günther Weisenborn lief unter günstigeren Voraussetzungen ab. Ein verhältnismäßig kleiner Kreis war erst im Lager. Keine parallel laufenden Veranstaltungen ließen Zuschauer in größerem Maße kommen und gehen. Die Abendstimmung schaffte eine gewisse Ruhe, wenn auch Eisenbahn und Flugzeuge von Zeit zu Zeit dazwischenbrummt. So hielt das Spiel trotz mancher Längen und seines keineswegs immer leichten Inhalts (wie der Titel etwa vermuten ließe) die Zuschauer bis zum Schluß gebannt.

Und der Fußball

Was den einen das Laienspiel, war den anderen der Sport, der gleichfalls nie zur Ruhe kam und von manchen sogar privatim über alle Kundgebungen und sonstigen Ereignisse hinweg weiter getrieben wurde. Da kann man nichts machen... Nach der Eröffnungskundgebung begannen die Fußballausscheidungskämpfe. Die Ergebnisse:

Bayern — Rheinland-Pfalz	2:0
Hessen — Berlin	3:0
Nordrhein — Niedersachsen	4:0
Nordmark — Luxemburg	0:9

In den Vorentscheidungskämpfen standen sich dann Bayern und Hessen (1:5) sowie Luxemburg und Nordrhein-Westfalen (1:3) gegenüber. Im Endspiel siegte Hessen über Nordrhein-Westfalen (4:1).

Samstag nachmittag tanzten unsere Volkstanzgruppen auf den großen Plätzen in Frankfurt, bejubelt von der Bevölkerung. Fortsetzung nächste Seite

seine Erfahrungen. Seit August 1912 ist Albin Karl hauptamtlich tätig. Was spiegelt sich nicht alles in dieser Zeitspanne wider!

Der heute 63jährige gelernte Porzellanmaler wurde schon mit 16 Jahren wegen Beteiligung an gewerkschaftlichen Organisationen gemäßigert. Mit 22 Jahren organisierte er die Arbeiterjugend in Neustadt bei Coburg und in Südthüringen, ein Jahr später wurde er zum zweiten Gauleiter des Verbandes der Porzellanmaler für Thüringen gewählt.

Nach dem ersten Weltkrieg redigierte Karl die Zeitung des Porzellanarbeitersverbandes, „DIE AMEISE“, und war von 1928 bis 1933 Vorsitzender des Verbandes der Fabrikarbeiter Deutschlands. Während der Nazizeit organisierte er die illegale gewerkschaftliche Tätigkeit, geriet in Untersuchungs- und Schutzhaft und wegen angeblicher „staatsfeindlicher Umtriebe“ ins Konzentrationslager.

Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 wurde er Leiter des Sekretariats Niedersachsen der allgemeinen Gewerkschaft für das Gebiet Niedersachsen, später stellvertretender Bundesvorsitzender für die britische Zone. Auf dem Gründungskongress des DGB für die Bundesrepublik wählten die Delegierten ihn hauptamtlich in den Bundesvorstand.

Albin Karl gehört zu den „Stillen im Lande“, die durch ihre unermüdete Tätigkeit und ihre vollkommene Hingabe an die Sache das Rückgrat der Arbeiterbewegung bilden. Seine Freunde, die ihn wegen seiner großen Sachlichkeit und der lebenswürdigen Art sehr zu schätzen wissen, wünschen, noch recht viele Jahre bei bester Gesundheit mit ihm zusammen zu arbeiten.

ALBIN KARL



Um was mag das Gespräch gehen, das Albin Karl, links im Bild, mit Willi Ginhold auf dem Frankfurter Bundesjugendtreffen der Gewerkschaftsjugend führt? Geht es um die Erfahrungen aus früheren Jugendtreffen der Gewerkschaften? Wenn es so wäre, dann könnte Albin Karl mit einem Sack voll guter Ratschläge dienen. Wer 40 Jahre im Dienste der Gewerkschaften arbeitet, hat schon



Georg Reuter auf dem 1. Bundesjugendtreffen:

Wartet nicht auf Wohltätigkeit!

Ihr habt über euer erstes Bundesjugendtreffen unserer deutschen Gewerkschaften das Wort gestellt: Wir tragen die Zukunft. Wir haben die Wahl dieses Mottos durch euch begrüßt. Wir freuen uns darüber, daß ihr durch die Wahl dieses Wortes euch der ganzen Verantwortung bewußt geworden seid, die auf euch ruht, die ihr zu tragen gewillt seid und die niemand von euch nehmen kann.

Ja, es ist so, wie ihr es selbst erkannt und ausgedrückt habt: Ihr seid die Zukunft — ihr tragt die Zukunft. — Ihr tragt die Zukunft in euren Händen, in euren Herzen, in euren Hirnen, in euren Leibern. Jeder von euch, der sich so erkennt, wird dadurch mit zum Element des künftigen Geschehens.

Eure Kindheit war keine leichte und frohe Zeit, sie war nicht ungestörtes Wachstum, sie war nicht Spiel und Frohsinn, sie war nicht Sorglosigkeit. Ihr seid geworden in einer Zeit größter Not in eurem Elternhaus, in euren Schulen, auf euren Plätzen und Straßen, in euren Tagen und in euren Nächten.

Ihr seid geworden in einer Zeit voll Kümmernis und Dunkelheit. Ihr habt mit Recht zu klagen gegen jene Alten, die euch in solch grausigem Schicksal in den ersten Jahren eures Lebens hingestellt haben.

Wir begreifen die arbeitende Jugend in Stadt und Land, daß du in so großer Zahl dein Hoffen und dein Sinnen verbindest mit der Gewerkschaftsbewegung unseres Landes.

Du Jugend unseres Landes bist hellhörig und klarblickend und feinempfindend für die Kräfte und Mächte geworden, die es wohl mit dir meinen.

Mit Recht wendest du dich ab von den Gewalten in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, die dich betrogen, die dir alles verheißten und nichts gegeben, die deine Jugendkraft mißbraucht, die schuld daran sind, daß du zum Teil Elternhaus und Heimat verloren, und die der Jugend nie das gleiche Recht, das ganze Recht ihrer Jugend einzuräumen bereit waren, die dir immer eine gewisse Selbstbestimmung und Mitverantwortung zu Hause, im Berufsleben und in der Freizeit versagten.

Die alten Mächte, die dich marschieren hießen, statt zu lernen und zu spielen, die dich zum Helden erziehen wollten und erzogen, statt zum friedlichen Mitbewerber für eine gerechtere soziale Ordnung, die — das hast du erkannt — sind nicht deine wahren Freunde. Die Gewerkschaftsjugend unseres Landes hat eine Tradition aufgenommen,

welche vergleichbar ist mit den besten Menschen und den besten Zeiten unserer Gewerkschaftsbewegung.

Selbst verwalten, selbst gestalten in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft — diese Erkenntnis stand an den Anfängen der Gewerkschaftsbewegung. Selbst verwalten, selbst gestalten — das war die Losung der Männer und Frauen, die sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Gründung der Gewerkschaften in unserem Lande bereit fanden. Selbst verwalten, selbst gestalten — die Zukunft selbst in eigenen Händen tragen — das ist die Losung des heutigsten Tages.

Freunde!

Ihr seid jung, ihr seid voller Hoffen, in euch ruht die Hoffnung unseres Volkes. Macht euch auf den Weg, ganz Staats- und Wirtschaftsbürger zu werden. Macht den alten Gewalten den Rang streitig, über euch zu herrschen. Stellt euch überall und allorts gleichberechtigt neben die Mächte von gestern und heute.

Wartet nicht auf Gesetze, wartet nicht auf Geschenke, wartet nicht auf Wohltätigkeit. Gesetze bringen euch immer nur, was ihr euch selbst erstreitet.

Lohn und Gehalt werden immer nur so hoch sein, wie ihr sie verlangt und durchsetzt.

Arbeitszeit und Freizeit werden immer nur so lang sein, wie ihr sie durch die Kraft eurer Gewerkschaften der anderen Seite abringt.

Euer Wollen und eure Gemeinschaft sind in der Lage, Berge zu versetzen. Um eurer Zukunft willen muß in Deutschland eine neue Ordnung entstehen und muß endlich Europa werden.

Nicht durch neue Schlachten, nicht aus neuen Trümmern kann Neues und Besseres werden, sondern aus der Kraft der Arbeit und dem Willen zur Verständigung unter den Völkern.

Ihr seid Millionen junger Menschen in den Gewerkschaften des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften. Euch ist die Aufgabe gestellt, durch euch und eure Gewerkschaften der Welt eine neue Ordnung und dem Leben einen neuen Sinn zu geben.

Die Tage von Frankfurt sind ein großes Erlebnis für euch, für uns alle, und sie sind ein Quell neuer Kraft für euch selbst, für unsere große Gewerkschaftsbewegung.

Bleibt euch immer eurer Verantwortung bewußt und wisset: Nur was ihr euch selbst gestaltet und durch eure eigene Kraft erringt, das hat Bestand. Das wagt niemand euch zu nehmen, weil es euch ganz allein gehört.

Die alte Stadt im Flammenmeer von tausend Fackeln. Lichte der Hoffnung und der Freude.

In Frankfurt

Wo man nicht einmal das Maul auf tun darf

Nochmal ein Kapitel Festhalle: Während drinnen nach den Störversuchen die Kundgebung ordentlich weiterging, schimpften draußen die hinausgeworfenen Demonstranten auf die Demokratie in den Gewerkschaften, „wo man nicht einmal das Maul auf tun darf“. Gewiß, unsere Saalordner vertrugen keinen Spaß. Denn: Wer läßt sich eine Kundgebung zerschlagen und durcheinanderbrin-

gen? Und dann stellen wir hier nur die Frage: Was wäre in der Deutschen Demokratischen Republik passiert, wenn in einer Versammlung — meinetwegen auf dem FDJ-Parlament in Leipzig — eine Gruppe gerufen hätte: „Nieder mit Grotesk!“ Oder: „Hinweg mit Pieck!“? Was wäre passiert? Antworten können jene Kollegen gern an die Redaktion des „Aufwärts“ richten.



Besinnung — Insel der Ruhe in den bewegten Wogen der Frankfurter Tage; Besinnung — das einzige Mittel, nicht zu ertrinken im Chaos unserer Zeit, Kraft zu gewinnen für Aufgaben vor uns.

Und Entspannung — Vereinigung im ruhigen Vergnügen, Gegenpol zu den Stunden der Besinnung auf das eigene Selbst, Bollwerk gegen die müdemachende Turbulenz des treibenden Alltags.



DIE SIEGER

Ansonsten war Frankfurt kein Helsinki, aber das sollte es ja auch nicht sein. Wir hatten unsere Freude daran, und das ist ja die Hauptsache.

Unsere Sieger von 18 bis 21 Jahren:

100-m-Lauf:	Mültner-Bayern
800-m-Lauf:	Schmitz-Nordrhein-Westfalen
3000-m-Lauf:	Fröhlich-Nordmark
Hochsprung:	Schittkowski-Nordrhein-Westfalen
Weitsprung:	Mültner-Bayern
100 m Kraul:	Kehlen-Nordrhein-Westfalen
100 m Brust:	Spörhase-Niedersachsen
200 m Brust:	Herold-Rheinland-Pfalz

Und die von 16 bis 18 Jahren:

100-m-Lauf:	Loos-Nordrhein-Westfalen
800-m-Lauf:	Kunz-Nordrhein-Westfalen
3000-m-Lauf:	Braun-Rheinland-Pfalz
Hochsprung:	Hackelberger-Nordrhein-Westfalen
Weitsprung:	Perl-Nordrhein-Westfalen
50 m Kraul:	Schäfer-Nordrhein-Westfalen
100 m Brust:	Nykiel-Nordrhein-Westfalen
100 m Rücken:	Rinke-Hamburg
100 m Kraul:	Kehlen-Nordrhein-Westfalen
200 m Brust:	Herold-Rheinland-Pfalz

Bei den Wasserballspielen siegte Nordrhein-Westfalen gegen Bayern (7:0) und Hessen gegen Nordrhein-Westfalen (4:2).

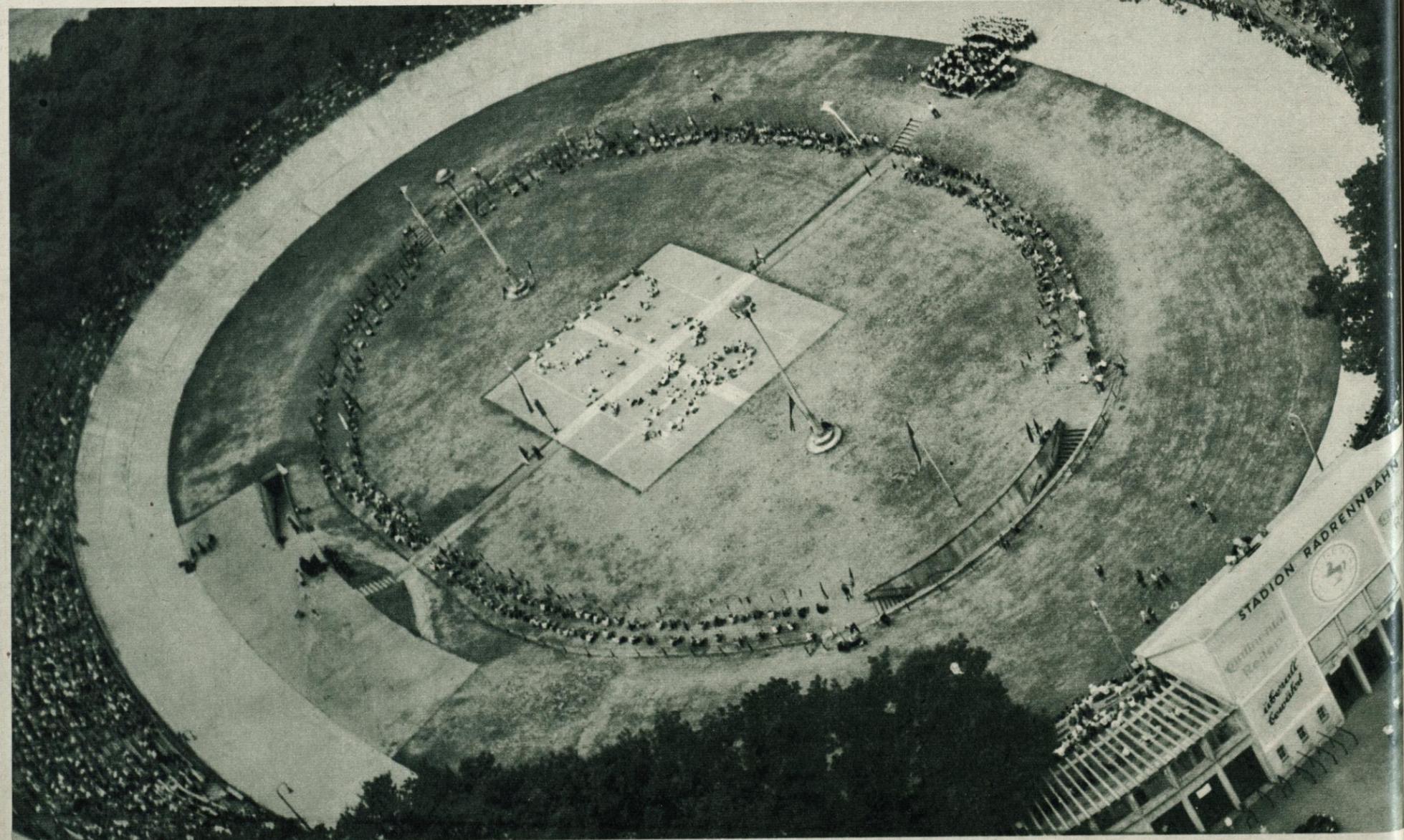
Zwei haben in Frankfurt verdient: Coca-Cola und die Fotoindustrie. Gegen ersteres ist nichts zu sagen. Es war heiß und man war durstig. Aber ob nun unbedingt jeder sein eigener Fotoreporter sein muß? Schon bei der Eröffnungskundgebung rannte auf einmal die halbe Arena mit Agfa-Box und Billy-Karat zum Rednerpult, um Oberbürgermeister Kolb fotografisch einzufangen. Nicht ganz so schlimm, aber gleichfalls störend war es abends in der Festhalle, obwohl es sinnlos ist, in einem solchen Raum ohne Blitzlicht zu arbeiten. Dafür hatten einige so ein altmodisches Pulver eingekauft und hüllten Jouhaux, Schorsch Reuter in Donner und Rauch.

„Morgenfeier“ war Sonntag im Frankfurter Stadion unter dem Gedanken: „Alle Menschen sind Brüder.“ Hier hat es die hannoversche Gewerkschaftsjugend verstanden, ein gutes Erlebnis zu vermitteln. Und die Worte „... die Welt ist das, wozu ihr sie macht“, sind bestimmt bei vielen haften geblieben.

Zur gleichen Zeit hatten die Protestanten ihren Gottesdienst und feierten die Katholiken das hl. Meßopfer. Hier wie überall in den zwei Tagen wurde uns klar, wie die Gewerkschaftsjugend sich wirklich aus fast allen Kreisen der Bevölkerung zusammensetzt.

Sonntags schälten sich gegen Mittag allmählich die Sieger aus dem Sportlerheer heraus. Bei den Handballern stand Frankfurt gegen Hessen (11:3) in der Vorentscheidung, Salzgitter siegte kampflos gegen Niederrhein. Im Endspiel schlug Salzgitter die Frankfurter 11:5.

Über den Dingen schweben — das ist das, was jeder möchte und doch nur wenigen gelingt, wie unserem Fotografen zum Beispiel, der diese Luftaufnahme der Stadionradrennbahn aus dem Flugzeug machte, kurz nachdem junge Gewerkschafter auf dem Mittelfeld der Radrennbahn sich zu den drei Buchstaben DGB formiert hatten. Übrigens, es ist genau so wichtig, in den Dingen zu stehen als darüber



Teufelsdreck für 97 Pfennig

Best-Seller im verborgenen: 6. und 7. Buch Moses mit den Geheimnissen aller Geheimnisse — Bannkreis mit dem Hahnenkopf — Hexenaustreibung für 250 DM — Und das alles im 20. Jahrhundert

Vor gut hundert Jahren verbrannte man bei uns die letzte Hexe. Heute leben wir im „aufgeklärten“ 20. Jahrhundert, im Zeitalter der Atombombe, und man glaubt immer noch an Hexen.

Welche Formen dieser Glaube an Hexen und böse Geister annehmen kann, zeigen ein paar Prozesse aus jüngster Zeit: Da verletzt in der Lüneburger Heide ein Bauer in seinem Hexenwahn den Landbriefträger mit der Mistgabel, weil der ihm sein Vieh verhext habe. Am Bodensee klagten sechs Frauen gegen einen Hexenaustreiber. In Ostfriesland glaubte eine Frau fest daran, daß ein altes Mütterchen mit einem Beutel Glaubersalz den bösen Geist von ihrem kranken Mann verjagt habe. Und damit der Geist nur ja nicht wiederkehre, kaufte sie in der Apotheke „Teufelsdreck“, der dann in Beuteln ins Bett eingenäht wurde und den der Mann auf dem Leibe tragen mußte.

Der Hexenwahn ist tatsächlich noch so weit verbreitet, daß die Landapotheken Teufelsdreck führen müssen. Dieser „Düwelsdreck“, wie die Norddeutschen sagen, ist eine stinkende harzige Masse, angeblich aus dem Harz einer persischen Pflanze, der *Asa foetida*, hergestellt, die auch gegen Würmer und Hysterie wirken soll. Als wirksames Anti-Hexenmittel wird sie für 57 oder 97 Pfennig, wegen der zauberkräftigen Zahl „7“, verkauft.

Jedem seine Hexe

Fast in allen Gegenden Deutschlands ist dieser Aberglaube heute noch zu Hause, vor allem aber in den Moor- und Heidegebieten. Es gibt Gegenden, wo jedes Dorf seine Hexe hat. Seit dem letzten Kriege, in einer Zeit, in der viele Menschen ihren inneren Halt verloren haben und an die Sterne (vor allem in den Städten), an Hexen oder an sonst was glauben, soll der Hexenwahn sogar neue Anhänger gewonnen haben.

Das erklärt der Altonaer Volkskundler Johann Kruse, der vor kurzem ein Archiv zur Erforschung des neuzeitlichen Hexenwahns eingerichtet hat. Seit über dreißig Jahren sammelt er alles, was mit diesem uralten und anscheinend unausrottbaren Irrglauben zu tun hat. So kam eine Fülle von Material zusammen, das auch schon im Ausland beachtet wird und die Unterlagen für ein Buch und eine Ausstellung hergibt, die über die

Erscheinungsformen und die gefährlichen Auswirkungen des modernen Hexenglaubens aufklären soll.

Diese Auswirkungen sind mehr als überraschend — aber auch erschütternd. Da hat einer den bekannten fünf Büchern Moses im Alten Testament noch ein 6. und 7. Buch angehängt. Damit es besser verkauft wird, schreibt er kühn in seine Anzeige: „Mit uralten Rezepten gegen allerhand Gebrechen, erstmalig erschienen in Philadelphia nach dem im Jahre 527 aufgefundenen Text; hier ist Moses' magische Geisterkunst, das Geheimnis aller Geheimnisse!“ Nun ist reißender Absatz gewährleistet, ein Best-Seller blüht im verborgenen.

Beliebte Mittel

Da war im Flensburgischen ein Bauer, der glaubte felsenfest, sein Hof sei behext. Ein früherer Bergmann, als erfolgreicher Hexenbanner, so nennt man dort die Hexenaustreiber, bekannt, riet ihm zu einer Beschwörung, die auch einem Mediziner im afrikanischen Busch alle Ehre gemacht hätte. Um Mitternacht mußte der Bauer auf seinem Hof einem Hahn den Kopf abschlagen, und dann zog der Hexenbanner mit dem Blut um sich und den Bauern unter dem Murmeln von Gebeten und unverständlichen Zaubersprüchen Bannkreise. Solche Beschwörungen und Bannkreise sind besonders bei schweren und hartnäckigen Verhexungen beliebte Mittel der modernen Teufelsaustreiber. Zu einem dieser Hexenmeister kam ein „Behexter“ und klagte über Schlaflosigkeit und Nervosität. Dem redete der Scharlatan ein, seine Frau müsse ihn behext haben, er könne aber den Bann wieder lösen. — Zuerst schloß er sämtliche Fenster und Türen im Hause fest zu, goß dann eine geheimnisvolle Flüssigkeit in eine Schale und entzündete sie mit dem neunten Streichholz — auf magische Zahlen kommt es bei diesen Zeremonien sehr an! Sofort verbreitete sich ein fürchterlicher Gestank, der ihn selbst bestimmte — und wohl auch die Hexe aus dem Haus vertrieb. Für diesen „Gegenzauber“ verlangte unser Hexenmeister die Kleinigkeit von 250 DM!

Man lacht darüber, doch ist es tieftraurig, daß in unserer vermeintlich so auf- und abgeklärten Zeit ein solcher Hokuspokus noch ernst genommen wird. — Aber gegen die Dummheit kämpfen bekanntlich schon die alten Götter vergebens... Fr.



Dürer oder Marc

Dürer: „Hieronymus im Gehäuse“

1514 ist dieser Kupferstich von Albrecht Dürer geschaffen worden. Das entnehmen wir dem kleinen Schildchen über dem Schwanz des Löwen. Was sagt uns das Bild sonst noch? Im Hintergrund dieser durch Butzenscheiben erhellten Stube sitzt ein alter Mann, über seinen Schriften vertieft. Er ist wohl ein Heiliger; irgendwann haben wir gehört, daß die Köpfe der Heiligen von einem Schein umgeben sind. Wir erblicken ferner einen Tisch und Bänke, Geräte, Bücher, eine Sanduhr und ein Kreuzifix. Auch Pantoffel liegen da, und im Vordergrund, bereits hingelagert, ruhen ein Löwe und ein Hund. Das Bild strahlt eine Ruhe aus, eine Zuversicht, eine gemütlige Stimmung und eine Traulichkeit — trotz des Totenkopfes, der auf dem Fenstersims liegt.

Oder tritt der Kupferstich unserem Herzen näher, wenn wir etwa vernehmen, daß der heilige Hieronymus, jener Einsiedler des vierten Jahrhunderts, durch seine Übersetzung des Alten Testaments aus dem Hebräischen und Griechischen ins Lateinische in die Kirchengeschichte Eingang gefunden hat und daß er einem Löwen einen Dorn aus der Tatze entfernt und das Tier alsbald zu seinem zahmen, treuen Begleiter gemacht hat? Wohl erscheinen wir durch das Wissen um diese Geschichte „gebildeter“. Aber wird uns das Kunstwerk dadurch näher gebracht? Durch die Art, wie Dürer dies Thema gestaltet hat, durch seine geniale Formensprache werden wir angerührt und wird uns das Werk zum Erlebnis.

Auch vor dem farbenprächtigen Gemälde, von Franz Marc 1914 gemalt, stehen wir zunächst als Unwissende. Hier finden wir nichts, was uns an wirkliche Gegenstände aus unserer Umgebung erinnert. Und doch verursacht das Werk in uns eine nachhaltige Wirkung, wenn wir wahrnehmen, wie die grellen, feuerroten, peitschenden Flächen von der linken Seite des Bildes auf die dunkelblauen, breiten Kurven prallen. In der Mitte des Gemäldes: das Gegeneinander geballter Kräfte! Am Rande: Farbensplitter, Nervosität! Wir werden Zeuge einer Spannung, eines Gegensatzes, eines Kampfes. Zwar haben wir nicht die Möglichkeit eines Vergleichens mit realen Erlebnissen, etwa mit dem leibhaftigen Ringen zwischen Menschen oder mit dem Streit von Tieren, aber Marcs „Kämpfende Formen“ symbolisieren den Kampf schlechthin, die Auseinandersetzung von polaren Kräften.

Ob wir bei Dürers „Hieronymus im Gehäuse“ die traute Harmonie oder bei Marcs Gemälde den Kampf erleben — bei beiden Bildern spricht uns die künstlerische Form an, mittelbar oder unmittelbar. Ganz gleich, ob wir nun in der Kirchengeschichte bewandert sind oder über ästhetische Gesetze Bescheid wissen. Denn nicht das Wissen um den Inhalt ist wichtig und nicht das Erlernen von Formeln und geschichtlichen Daten, sondern die Bereitschaft unseres Herzens und ein ernstes und vorurteilsloses Betrachten des Kunstwerkes. Auch dann, wenn sich das Kunstwerk bei erstmaliger Begegnung uns nicht gleich mitteilen sollte. J. W.

Marc: „Kämpfende Formen“



Unser Olympia-Korrespondent W. Wange berichtet:

Seurasaari - Camp ohne Programm

Genießend zieht Herr Susitaival an seiner Pfeife. Er ist ein moderner Petrus, sitzt an der Eingangspforte von Seurasaari und bewacht das Paradies.

Ja, Seurasaari, die Insel in den Schären am Stadtrand von Helsinki, ist paradiesisch schön. Eine viele hundert Meter lange Holzbrücke verbindet das Eiland mit dem festen Ufer. Auf Seurasaari hat Finnland während der Olympischen Spiele ein internationales Jugendlager eingerichtet. 1200 Zelte beherbergen etwa 3000 junge Menschen aus aller Welt.

Die Zelte stehen nicht in Reih und Glied, sondern sind fast planlos zwischen die Felsen und in den Kiefernwald gestreut worden.

„Wer zuerst kam, konnte sich das schönste Plätzchen aussuchen“, meint Herr Susitaival, und deutet damit zugleich an, daß er seine Aufgabe nicht im Kommandieren, sondern nur im notwendigsten Ordnen sieht.

Souvenirjäger

Zu dieser notwendigsten Ordnung gehört in Seurasaari eine Unterteilung in drei Lager. In Lager I sind die Deutschen und Schweden untergebracht, in Lager II wohnen Franzosen und Belgier, und das Lager III beherbergt Gäste aus Italien, Spanien und Übersee.

Diese Unterteilung ist zutiefst in der Überzeugung der Finnen begründet, daß sich z. B. Deutsche und Franzosen nicht miteinander vertragen könnten. Dennoch haben die 200 Helfer Herrn Susitaivals, von denen etwa die Hälfte von der Armee abgestellt ist, noch keinen Streit zu schlichten gehabt. Lediglich eine Olympifafne wurde gestohlen. „Souvenirjäger“, meint der pensionierte Oberstleutnant und zuckt lächelnd mit den Schultern.

Das Interessante an diesem internationalen Jugendlager auf Seurasaari ist die Tatsache, daß hier wohl ein gewisser Komfort herrscht, wie Wasserleitung, Wasch- und Duschräume im Freien, Baracken für das größere Gepäck, Sanitätszelte mit ärztlicher Betreuung, elektrisches Licht für die öffentlichen Einrichtungen, Lagerfeuerwehr, Kantine und Restaurant, daß aber dieses

Lager kein Programm hat. Hier werden keine offiziellen Lagerabende veranstaltet, keine organisierten Diskussionen, die Finnen haben sich für dieses Lager auch kein ideales Ziel gesetzt, außer dem, der Jugend der Welt auf Seurasaari während der Spiele eine Bleibe zu geben, wo sie gemeinsam leben kann. Ob sie untereinander Kontakt suchen und finden, das bleibt den Gästen von Seurasaari selbst überlassen.

Deutschland organisierte

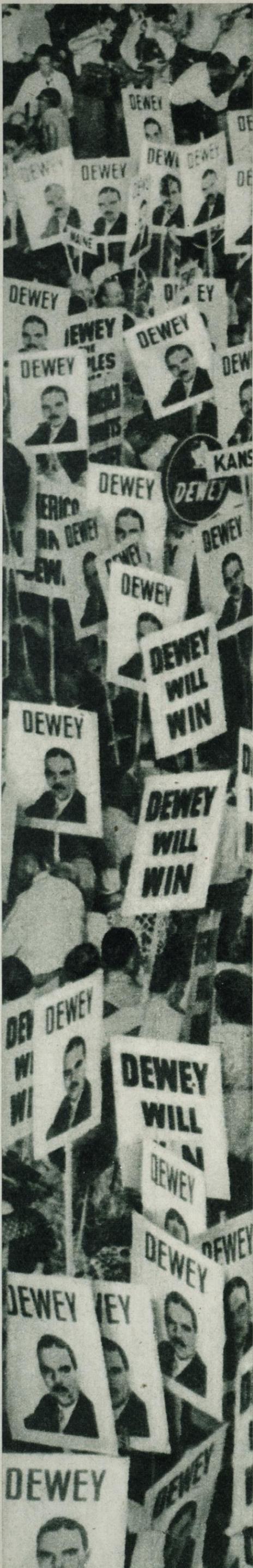
Auch das Leben im Lager kann sich jede Nation, ja, in den meisten Volksgruppen sogar jeder Teilnehmer nach eigenem Geschmack gestalten. So haben die Franzosen ihre eigene Küche und sogar eine kleine Bar errichtet. Die Deutschen kochen sich nur ihr Mittagessen selbst. Andere wieder verpflegen sich völlig aus der Lagerküche und der Kantine oder essen im Restaurant oder in der Stadt.

Deutschland hat so fast als einzige Nation seine Teilnahme am Lager vorher organisiert. In sportlichen und wissensmäßigen Wettkämpfen wurde um die Teilnahmeberechtigung gekämpft, und die einzelnen Jugendverbände und Organisationen quotenmäßig bedacht. Aus anderen Ländern kommen die Jugendlichen zu einem großen Teil auf eigene Faust nach hier. Mit Rädern, per Anhalter oder mit eigenen Motorrädern, Vespas oder einzelne gar im Auto.

Die weiteste Anreise haben einige Einzelgänger aus Java, Neuseeland und Mexiko.

Herr Susitaival ist von seinen jungen deutschen Gästen begeistert. Mit ihnen hat er die wenigste Sorge. Bei ihnen hat er die Gewähr, daß keine Unberufenen darunter sind. Denn von den Ankömmlingen aus allen anderen Ländern weiß er nicht mehr als Name und Herkunftsland. Wer die 100 Finnmark je Nacht und Zelt (etwa 1.50 DM) bezahlt, wird in die Gemeinschaft von Seurasaari aufgenommen.

Hier scheint die Planlosigkeit dieses internationalen Jugendlagers doch etwas zu weit zu gehen. Die Diskussion sich frei entwickeln lassen, hier planvoll-planlos der Verständigung den Weg freizugeben, das ist dagegen ein Versuch, der Seurasaari recht interessant macht.



EGON PALM

Wie läuft das mit den amerikanischen Wahlen?

Der Zirkus ist los

Es hat sich mittlerweile herumgesprochen: In Amerika wird dieses Jahr ein neuer Präsident gewählt. Das sollte nach europäischem Ermessen mit einem Zirkus nichts zu tun haben. Aber eben auch nur nach europäischem Ermessen. Denn wenn ein amerikanischer Rundfunkkommentator mit diesen Worten seinen Bericht vom Republikanischen Parteikonvent in Chicago einleitete, dann muß da schon was dran sein. Und das ist es auch. Denn die Präsidentschaftswahlen in Amerika sind nicht nur ein politisches Ereignis, sondern das Ereignis schlechthin. Das Zirkusartige der Wahlvorbereitungen — worüber die Wichtigkeit der Wahl nicht im geringsten verkannt wird — entspringt in erster Linie der Vorliebe des Amerikaners für Sensationen und „Publicity“, Reklamerummel. Wenn man die Rundfunk- und Fernsehreportagen der mehrere tausend amerikanischen Radiostationen während der Tage des Republikanischen Parteikonvents miterlebte, dann hatte man weniger das Gefühl, über einen parteipolitischen Vorgang berichtet zu hören, sondern über eine Riesensensation, wie es bei der Landung von Marsmenschen auch nicht hätte dramatischer sein können. Man „macht was daraus“.

Damals noch toller

Der andere Grund liegt in der weit zurückliegenden Pionier- und Siedlungszeit gepflanzt. Man wohnte meilenweit von der nächsten Ansiedlung entfernt. Man kam nur an hohen Fest- und Feiertagen zusammen, Weihnachten, Ostern und zu den Ernteverkäufen. Dann wimmelte es in den kleinen und großen Städten — insbesondere im Westen und Süden — von Farmern, Ranchern und Cowboys (zu deutsch Kuhhüter), von Baumwollpflanzern und über Land ziehenden Händlern. Die kamen an den Tagen alle zusammen, da wurde überschwengliches Wiedersehen gefeiert, die Männer warfen ihre „Zehnliterhüte“ in die Luft und schossen mit ihren Colts Löcher in die Decke der Bar „Zum einäugigen Cowboy“, wie man das ja in jedem Wildwestfilm sehen kann, der ja für den Amerikaner die Bedeutung eines historischen Filmes hat. Damit es auch an dem passenden bunten Hintergrund nicht fehle, kamen Zirkus und Kirmes und sorgten für noch mehr Lärm. Das wurde noch toller, als der größte Feiertag des Amerikaners, der Unabhängigkeitstag, dazukam, bei dem allein am letzten 4. Juli auf Neuyorks Vergnügunginsel Coney Island 72 Kinder auf dem Fundbüro abgegeben wurden, die ihren Eltern abhanden gekommen waren. Ja, und bei den Parteikonventen war das dann genau so, weil man ja nicht gern von angenehm wirkenden Gewohnheiten läßt.

Der Rummel — oder wie der Amerikaner sagt, die „Publicity“, das klingt nicht so verächtlich — fing in diesem Jahr schon an, als Eisenhower nach der Rückkehr aus Europa seine Heimatstadt Abilene besuchte, in die seine Vorfahren 1876 als Angehörige der Sekte der River Brethren von Pennsylvania her eingewandert waren. Zur „Ehre ihres großen Sohnes“ veranstaltete die Stadt einen Triumphzug. Der wurde angeführt von einem Elefanten (der ja das Symbol der Republikanischen Partei ist, für die Eisenhower kandidiert) und demonstrierte auf einer Reihe von geschmückten Wagen wichtige Episoden aus Eisenhowers Leben.

Zuerst der Konvent

Das heiße Klima der Wahlkämpfe hatte seinen ersten Höhepunkt, als die beiden großen Parteien ihre Konvente in Chicago abhielten. Dort wählte jede Partei ihren Kandidaten für den Präsidentsessels.

Paraden, Platzkonzerte und Picknicks der Politiker geben dem komplizierten Wahlvorgang einen farbenfrohen Anstrich. Ihr Ende wird die geräuschvolle Wahlkampagne mit der Präsidentschaftswahl am 4. November finden, und dann wird alle Welt wissen, wen Amerika zum Nachfolger Harry Trumans ausersuchen hat.

Die Konvente der beiden großen Parteien sind nun vorüber, und Republikaner und Demokraten haben je einen Kandidaten für die Präsidentschaft gewählt. Denn das ist der Sinn des Parteikonvents: sich über den Kandidaten einigen und das Wahlprogramm aufstellen.

Jeder der 48 Staaten der US schickte seine Delegierten zum Konvent. Ihre Zahl richtete sich je nach der Bevölkerung des einzelnen Staates. Neuyork zum Beispiel war mit knapp hundert Delegierten vertreten.

Aus dem Sattel werfen

1206 Delegierte kommen auf dem Republikanischen, 1230 auf dem Demokratischen Parteitag zusammen. Jede Partei hat zunächst mehrere Kandidaten aufgestellt, auf einen muß sich der Konvent einigen. Wenn es keinem der Kandidaten gelingt, die Hälfte aller Stimmen im ersten Wahlgang für sich zu gewinnen, dann wird die Wahl so oft wiederholt, bis sich für einen die notwendigen 50 v. H. herauskristallisiert haben. Dabei kommt es dann viel auf persönliche Einflußnahme

an, und in langatmigen „Stehkonventen“ in den Gängen und im Vestibül der Halle, bei denen der Delegationsleiter fleißig Zigarren spendiert, geht es doch darum, die einzelnen Delegierten für den einen oder anderen Kandidaten umzustimmen. „Lobbying“ nennt man das, denn „lobby“ ist die Vorhalle, das Vestibül, das Foyer, wo die Delegierten „ausgehandelt“ werden. So kommt es, daß sich sichere Favoriten im letzten Augenblick aus dem Sattel geworfen finden, obschon sie den Sieg in der Tasche glaubten. Schon oft haben „schwarze Pferde“, Außenseiter, wie man in den Staaten die weniger bekannten Kandidaten nennt, Überraschungssiege davongetragen.

So geht es auf beiden Parteikonventen zu. Die zwei, drei übrigen ganz kleinen, unbedeutenden Parteien haben auch ihre Konvente, aber von diesen Splittergruppen hat keine die geringste Aussicht, die Präsidentschaft für ihren Kandidaten zu gewinnen. 1948 hatten diese kleinen Parteien zusammen nicht mehr als drei Millionen von den 48 Millionen abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen können.

Im November geht's zur Sache

Am Dienstag nach dem ersten Montag im November finden die Wahlen statt. Alle vier Jahre wird gewählt. Aber die Wahlberechtigten werden dann nicht etwa direkt dem Präsidenten ihrer Wahl ihre Stimme geben können. Sie bekommen eine Liste von „electors“, Wahlmännern, vorgelegt. Auch diese Wahlmänner wurden auf den Parteitag gewählt. Für jeden Staat einige. Auf diese Weise kommt durch die abgegebenen Stimmen der Wählerschaft ein Wahlkollegium von 531 Wahlmännern zusammen. Die Stimmberechtigten, die zu den Urnen am 4. November gingen, haben sich für einen bestimmten Parteivertreter entschieden. Diese Parteivertreter, die 531 Wahlmänner, kommen im Dezember zusammen. Mit dem unumgänglichen Zeremoniell, das die ganze Zeit der Wahlkampagne auszeichnet, wird dann von diesem Wahlkollegium der Name des neuen Präsidenten bekanntgegeben werden. Aber so lange haben es selbst die spannungsliebenden Amerikaner nicht ausgehalten. Sie haben sich schon vorher auf Grund der parteiischen Zusammensetzung des Kollegiums ausrechnen können, welche Partei ihren Kandidaten durchgebracht hat.

Seit 1932 sind die Demokraten am Ruder. Ihr prominentester Präsident war Roosevelt, sein Vizepräsident Truman wurde sein Nachfolger. Truman hat sich nicht mehr als Kandidat aufstellen lassen. Wer kommt jetzt?

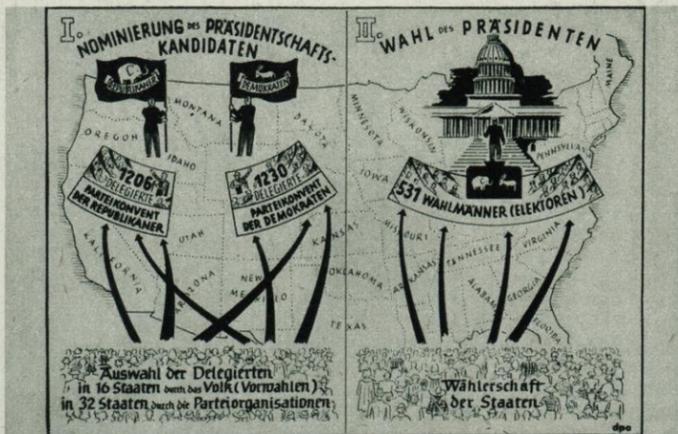
Fotos: Presse-Seeger (1), Keystone (1), dpa (1), Archiv (2)



Zeitungen sind gut, um Heringe darin einzupacken. Aber nicht immer. Zur Zeit der Wahlkampagnen lesen sogar die Hausfrauen mit Interesse den politischen Teil der Tagespresse. Das ist so in Amerika.



Politik sei nichts für Frauen? Das meinen wir. Wir im rückständigen Europa. In den Staaten greift die Politik tief in das Leben jeder modernen Frau hinein. Bis in die Mode. Und das will etwas heißen.



Kandidatennominierung und Präsidentschaftswahl in der Zeichnung. Aus zwei Parteikonventen gehen die beiden „feindlichen“ Kandidaten hervor. Einen davon wählen die 531 Wahlmänner zum USA-Präsidenten.



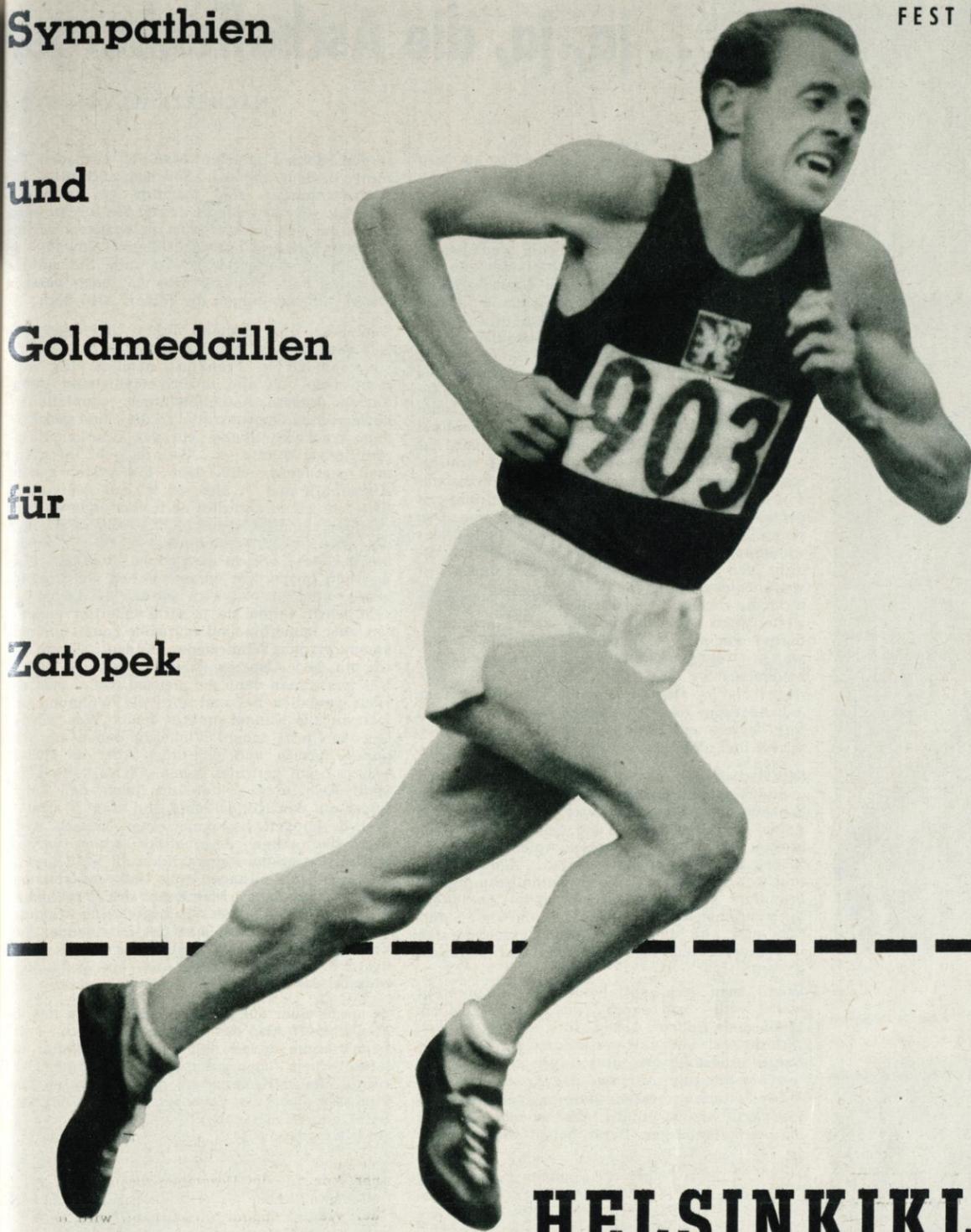
Eisenhower oder Stevenson — wer von den beiden wird nach den Wahlen vom 4. November diese Eingangshalle des Weißen Hauses in Washington als Verantwortlicher für vier Jahre Geschichte durchschreiten?

und

Goldmedaillen

für

Zatopek



OLYMPIA

Als Glorias Lockenwickler noch bei Woolworth lagen, da träumten sie wohl kaum, daß sie an der Olympiade teilnahmen. Aber wer möchte zerzauste Haare haben, wenn Siams galanter Ponot Ama die Startblöcke hält?



SOS für Dorothy (links) kanelte Englands Olympiakomitee, als die blonde Friseurin sagte, sie hätte keine Zeit für Helsinki. Und dann kam sie doch. Die große Mode von Olympia ist das Sammeln von olympischen Abzeichen aller Länder. Piedad aus Brasilien hat schon 43 Stück. Na ja, bei dem Lächeln.

Olympias erfolgreichste Familie: Zatopek und Frau. „Lokomotive“ Zatopek strahlt nach seinem Marathon-Sieg, wie nur ein Drei-Goldmedaillen-Sieger strahlen kann. Er schließt die Augen, währenddessen...

Jakopp Ohr notiert:

HELSINKIKLATSCH

Dhanoa - den Dolch im Gewande - im 800-m-Lauf. Warum nicht mal Stabhochsprung Truman - Stalin? Wodka, Kaviar, Kopeken für Kaugummi und Candy. »No Dollars« sagten die Amis und verkauften Boote. »Ich habe immer geträumt!« sagte Josy Bartels. N. Ethirveeringham war Alpdruck der Reporter.

Ohne Laufschuhe trat der Marathonläufer Aslam (Pakistan) zum 42-km-Lauf an, legte die mörderische Strecke barfuß zurück und nahm nach der Rückkehr ins Stadion seine auf dem Rasen liegenden Sandalen auf, um sie in den Garderobenschrank zu stellen.

Josy Barthel sagte nach seinem Sieg im 1500-m-Lauf, er habe seinem Trainer Gerschler praktisch „aus der Hand gefressen“. Als der große Gunder Haegg ihm gratulierte, standen dem Luxemburger die Tränen in den Augen. „Als ich ein Junge von 13 Jahren war, habe ich davon geträumt, einmal ein so großer Sportler zu werden wie Sie“, sagte er zu seinem Gratulanten.

Der ruhigste Mann aller Kämpfer war wohl der amerikanische Hochspringer Davis. Vier Stunden lang lag er in Decken gehüllt neben der Konkurrenz, als ob er im Sommerurlaub wäre.



Weltrekordler Mathias (USA)

Mit einem Dolch im Gewande lief im 800-m-Lauf zwar nicht Damon, aber der 21-jährige Inder Dhanoa. Der Junge gehört der Sikh-Sekte an, die das Tragen des Dolches in jeder Lebenslage, also auch beim Sport, vorschreibt. Während des Rennens in Helsinki versteckte Dhanoa den Dolch in der Rennhose. Am linken Arm trug er eiserne Armreifen. Er kam im Vorlauf hinter Ulzheimer in der sehr guten Zeit von 1:52 Minuten durchs Ziel.

Amerikas Ruderer haben sich ausgerechnet, daß der Rücktransport der Boote zu kostspielig ist. Sie wollen sie deshalb an Ort und Stelle verkaufen. Armes, reiches Amerika!

„Die nimmt einem glatt die Nerven“, sagte die deutsche 100-m-Läuferin Marga Petersen, die im Vorentscheidungslauf von der späteren Gesamtsiegerin Jackson (Australien) geschlagen wurde. „Sie zischt plötzlich vorbei, und man hat das Gefühl, stehenzubleiben.“

Das ist Kameradschaft, was Sammy Lee aus USA, Olympiasieger im Turmspringen 1948, bewies. Nach dem Training stand er, der geborene Koreaner, leicht fröstelnd im Wind. Kam ein deutscher Springer und fragte ihn, ob er ihm einen schwierigen Sprung noch einmal zeigen könne. Worauf Sammy siebenmal auf den Turm kletterte und immer wieder sprang, bis die Deutschen genau gesehen hatten, wie man das macht.

Der Witzbold der olympischen Turntage war der Inder Vir Singh. Für ihn gilt wirklich der Satz Coubertins: „Nicht der Sieg, allein die Teilnahme ist wichtig.“ Mit seinem pechschwarzen langen Mädchenhaar, das oberhalb der Stirn mit einer weißen Schleife zusammengebunden ist, wirkte er eher erheiternd als sportlich. Er sammelte Erfahrungen. Im Bodenturnen erhielt er eine „0“, und an den Geräten reichte es im Durchschnitt nur zu einer „2“. Er ist mit wenigen Punkten wieder nach Hause gefahren, aber er hat dort berichtet, wie man in Zukunft turnen muß, will man auf olympischer Bühne bestehen.

Seit dem Amsterdamer Doppelsieg des Kanadiers Williams im Jahre 1928 war es bei den Olympischen Spielen keinem Weißen mehr vergönnt, sich den Titel des schnellsten Läufers der Welt zu erwerben. In Helsinki gelang es dem Amerikaner Liny Remigino zum ersten Male wieder, die Phalanx der Farbigen zu durchbrechen.

Als der Italiener Giuseppe Dordoni vor seinem Einmarsch in das Olympiastadion in Helsinki als sicherer Sieger im 50-km-Gehen seine Gegner so weit zurückgelassen hatte, daß sein Sieg feststand, griff er vor dem Betreten der Stadionbahn schnell in seine Tasche, zog einen kleinen Kamm hervor und kämmte sich sein Haar.

Die Amerikaner waren im Turnen eine der vielen Überraschungen. Sie absolvierten ihr Pensum mit schlaksiger Natürlichkeit. Aber sie absolvierten es gut. Man kann förmlich die Jahre zählen, die sie noch benötigen werden, um den Welt-

nationen im Turnen ernsthafte Konkurrenz zu bieten. Sie hatten viel Sympathien bei den Zuschauern, weil sie so freundlich, lustig und ungewungen arbeiteten.

„Gott sei Dank, daß sich der Neger aus Ceylon nicht unter die ersten sechs Hochspringer placierte“, sagten einige Pressevertreter aufatmend. „Dieser Schwarze hätte uns sonst noch einige Schweißtropfen gekostet.“ Damit sollte nichts gegen die acht Neger gesagt sein, die sich unter den achtundzwanzig Hochsprungfinalisten befanden. Es handelt sich vielmehr um den Namen des Grashüpfers aus Ceylon. Genauer gesagt, um die Aussprache. Der Name hätte bei telefonischer Durchgabe eines Berichtes, die Zeit für das Buchstabieren, die unvermeidlichen Rückfragen und Wiederholungen mit eingerechnet, einige Mark mehr gekostet. Der Hochspringer, im Zivilberuf Teepacker, hieß nämlich: N. Ethirveeringham.

Ein Russe küßte einen Amerikaner auf beide Wangen. Das geschah, als der Amerikaner Bob Richards mit 4.55 m das Stabhochspringen gewann. Der Russe Denisenko war so begeistert, daß er Richards umarmte und ihm auf jede Wange einen Kuß drückte. Vermutlich das erstemal, daß ein Amerikaner bei den Olympischen Spielen von einem Russen umarmt wurde. Eine Zeitung in Helsinki kommentierte: „Truman und Stalin sollten sich im Stabhochsprung üben...“

„Wie geht's?“, rief Dick Murphy, als er mit Ruderern von der siegreichen amerikanischen Achtermannschaft das olympische Dorf „Ost“ in Otaniemi betrat. „Sehr gut“, erwiderte Anatolij Samsonow vom russischen Achter und schüttelte den Amerikanern herzlich die Hand. In der Tat, so eigenartig es aus ihrem Munde klingen mag, Amerikaner und Russen finden nichts mehr dabei, sich in Deutsch zu unterhalten, seit sie beim Training feststellten, daß nur diese Sprache ihnen eine Verständigung ermöglicht. Nachdem so die ersten kameradschaftlichen Bande geknüpft waren, wunderten sich die Amerikaner auch nicht mehr besonders, daß Samsonow sie zu einem Besuch einlud.

Es war ein rauschendes Fest. Die Russen bewirteten ihre Gäste mit Wodka und Kaviar, die Amerikaner brachten ganze Kaugummipakete, Süßigkeiten und Sporttrikots mit. Man trank auf die internationale Freundschaft, und mit russischen Zigaretten, Wodkaflaschen und den Taschen voller klingender Kopeken zogen die Amerikaner wieder heimwärts.



schlägt Frau Zatopek vor Freude rad



Walter Davis, USA: Olympiarekord im Hochsprung — und in Größe.



... ja, ja, die Aschaffener

NACHERZÄHLT VON EGON



Die Welt ist groß. Aber so sehr groß ist sie doch wieder nicht. Schließlich hat man ja ausgerechnet, daß alle Menschen, nebeneinandergestellt, keine größere Fläche einnehmen als der Bodensee. Und der ist ja auch nicht so sehr groß. Der lief zwar dann ein bißchen über, wenn man all die Menschen in ihn hineinstellte, aber mehr überlaufen als die Augen von ein paar Mädeln der Gewerkschaftsjugendgruppe Aschaffenburg, das kann er ja auch wieder nicht. Das war nämlich ein tolles Ding. Aber das muß man von vornan erzählen. Vorn, das ist in dieser Story Pflingsten. Damit fing es an. Damit nämlich, daß die Jugendgruppe des DGB-Kreis Ausschusses Aschaffenburg sich Pflingsten den Staub von Aschaffenburg von den Fahrtenschuhen schüttelte und nach Krausenbach machte. Krausenbach liegt im Spessart und hat eine nette Jugendherberge. Genau das richtige, um Pflingsten über ein paar Tage auszuspannen und ein langes Wochenende Ferienfreude zu genießen. Es muß sehr schön gewesen sein. Das sagen längst nicht alle Leute, die aus dem Urlaub wiederkommen. Den einen paßte die Unterkunft nicht, den anderen nicht das Wetter, und selbst wenn beides Ferienqualität hatte, dann war es nicht die richtige Gesellschaft... und so geht das weiter. Man kennt das ja. Für unsere Aschaffener war alles bestens. Sogar die Gesellschaft war in Ordnung. Und das will schon was heißen heutzutage, wo die Menschen alle so sind... Wie denn? Na ja, also so, wie die Leute von einer Jugendgruppe der Katholischen Jugend Frankfurt nicht waren, und das waren nämlich prima Kerle. Gleich und gleich gesellt sich gern.

Die Aschaffener sind auch Leute, mit denen man sich gern sehen läßt (macht mir aber jetzt keine Schande, ihr Aschaffener, daß ich nachher unter empörten Leser- und Schmähbrieffen erstickte). „Diese fiesan Hanaken, Apfel geklaut und Birnen und Wiesen plattgetreten...“ und so —, und wen wundert's, daß sich Katholische Jugend Frankfurt und Gewerkschaftsjugend Aschaffenburg zusammen sehen ließen. Oft und viel. Natürlich auch von den mitgeführten Fotoapparaten und Box... Wie heißt eigentlich die Mehrzahl davon?

Wenn man sich auf Fotofilmen abkonterfeilt weiß, will man auch was davon haben. Mindestens einen Abzug fürs Gruppenalbum. „Schicken wir euch zu!“ versprochen die Aschaffener großzügig und taten's auch nicht. Sie hatten nämlich die Adresse des Frankfurter KJ-Jugendleiters vergessen, verloren, verschwitzt — was weiß ich. Jedenfalls war sie weg. So sind die Aschaffener. Dafür haben wir sie eben

in den Himmel gehoben! Man soll eben den Tag nicht vor dem Abend... Soll man auch nicht. Die Aschaffener sind nämlich gar nicht so schlecht, wie ihr schlecht denkt. Sie fuhren extra wieder in den Spessart, um in Krausenbach die Anwesenheitsliste durchzustöbern. Jawohl, so sind die Aschaffener. So auch. Sie suchten sich eine nette Adresse aus, die ihnen passend schien, und los gingen die Bilder. Also doch.

Dann kam eine Zeitlang nichts. Und dann kam was ganz Großes. Das Bundestreffen der Gewerkschaftsjugend in Frankfurt nämlich. Ich weiß nicht mehr, ob alle in Privatquartieren unterkamen. Unsere Aschaffener jedenfalls bekamen einen Quartierzettel in die Hand gedrückt, eine Wegbeschreibung, mit der sich keiner zu rechtfinden konnte — „Also, da geht ihr zuerst mal geradeaus, und dann die erste, zweite, Augenblick mal... also, es ist auf der rechten Seite, ihr könnt natürlich auch vom anderen Ende kommen, dann ist es links...“ — obendrein noch ein paar gute Ermahnungen — „laßt die Finger aus der Nase, wascht euch schön die Füße...“ — und aufi ging's. Mit einem bißchen Herzklopfen, gebt's ruhig zu. Natürlich würden die Leute nett sein, sonst hätten sie ja nicht Quartier angeboten, aber immerhin sind es fremde Leute, und man kommt als ganz Wildfremder und sagt: „Guten Tag, ich bin da.“ Also, es ist ein komisches Gefühl. Das merkt man dann am meisten, wenn man das Haus gefunden hat und auch die Wohnung und jetzt auf die Klingel drücken muß. „Was werden die denn jetzt sagen? Vielleicht haben sie auch gerade Besuch, und man stört. Aber sie müssen sich ja drauf gerichtet haben. Ob es nette Leute sind? Also, dreimal tief Luft holen, den Zeigefinger auf den Klingelknopf und eins... zwei... drei. Es klingelt. Es kommt einer. Mensch, wenn doch die ersten Augenblicke schon vorüber wären. Die ersten Augenblicke, da weiß man ja nie, was man so sagen soll. Und was soll man denn auch so sagen. Man kennt sich ja schließlich nicht. Die Tiere haben's ja besser. Die erkennen gleich am Geruch, ob man gut miteinander auskommen wird. Wenn's ja auch nur ein paar Tage übers Bundestreffen sind. Aber ein anständiger Mensch, der riecht ja nun schließlich nicht...“

Es macht einer auf. Es ist — ja, ist denn das die Möglichkeit? Also das ist doch tatsächlich — wer kann's schon anders sein? Der Jugendleiter der Katholischen Jugendgruppe aus Frankfurt. Ganz richtig, die in Krausenbach gewesen waren über Pflingsten. Eben die. Eben der. Und war das vielleicht ein Wiedersehen! Aber so was gibt's!

Wer schmeißt denn da mit Lehm?

Fotos: Nolte-Seeger



Die abwaschbare Zeitung

in einem einzigen Satz erklärt

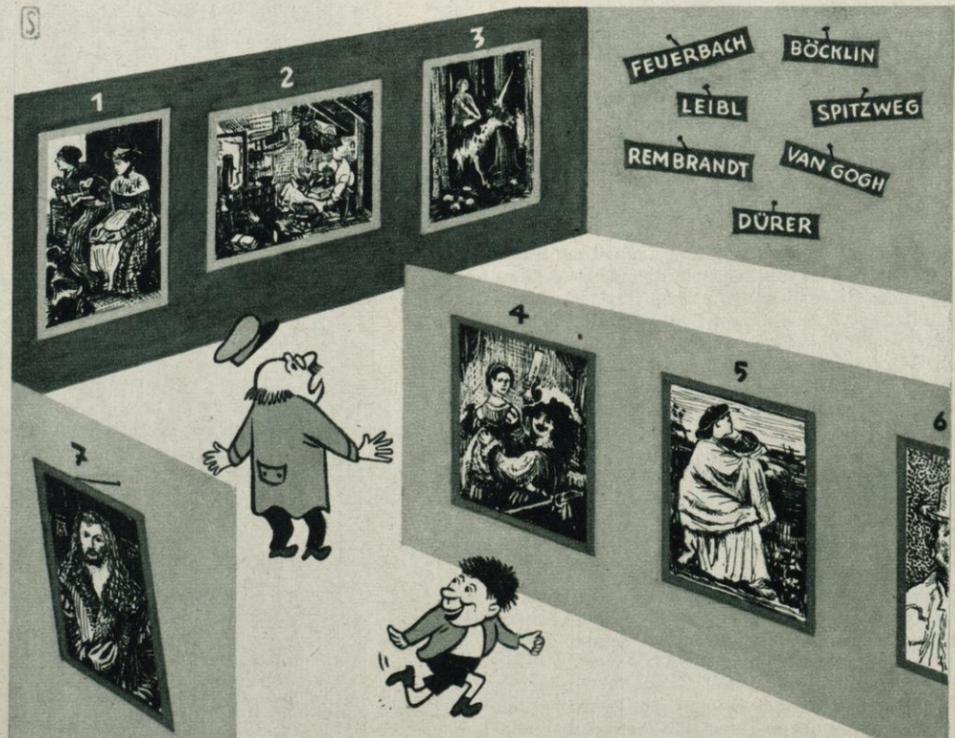
Da Regen erfahrungsgemäß einen hohen Grad von Feuchtigkeit besitzt, weicht er manches auf. Die Stimmung immer. Die Liebe oft (wenn man im Regen der Liebe wegen warten muß). Die neuen Dame-Modell amüsanterweise auch. Und in Amerika die Zeitungen, weil man sie drüben dem Bezieher nicht in den Briefkasten wirft, wie sich das eigentlich gehörte. In den Staaten wirft man sie einfach in den Vorgarten. Time ist ja schließlich money.

Da es aber selbst in den USA, trotz der Tatsache, daß es sich gerüchtweise um das Land der unbegrenzten Möglichkeiten handeln soll, auch regnet und diese nasse Tatsache nicht einmal die härtesten Schlagzeilen vor dem Aufweichen schont und man ja auch mit einer nassen Zeitung nicht diejenigen Handreichungen vornehmen kann, die eine trockene und nicht zu harte Zeitung zu einem so angenehmen Gebrauchsgegenstand machen, sind die amerikanischen Zeitungen dazu übergegangen, sich ein Mäntelchen aus Wachstum unzuhängen, wodurch sie zwar aus technischen Gründen ebenfalls dem hinterlistigen Verwendungsprozeß entzogen werden — was die Wachstumseiten anbetrifft zumindest —, sich aber dafür der Hausfrau zum Gebrauch in der Gestalt von

Tischdecken, Bettdeckenunterlagen, Schlabbelätzchen, Hausschuhen (zum Empfang von Ehegatten, die samstags abends erst sonntags morgens nach Hause kommen), Gummihöschen, Badehöschen, Schirmbespannungen und so weiter und so fort bereitwilligst anbieten, wobei noch zu bemerken ist, daß das Ganze sich ja auch dadurch besonders nett macht, weil das Material ja höchst kurzweilig und politisch bedruckt und bebildert ist; allerdings müßte man bei der Anfertigung von höschenähnlichen Kleidungsstücken darauf achten, daß das Bildnis einer im Augenblick sehr beliebten Persönlichkeit nicht so zu liegen kommt, daß es aussieht, als sei man einmal einer berühmten Aufforderung Goethes nachgekommen, rein bildlich natürlich...

Eine Gefahr liegt allerdings in der neuen Zeitungsmode. Man wird von nun an alte Zeitungen noch sehr oft zu Gesicht bekommen. Sie sind ja nun sehr haltbar. Und da das einzig Beständige auf dieser Welt der Wechsel aller Dinge ist — und das trifft auch für die Ansichten der zufällig jeweiligen Regierung zu —, kann sich leicht folgende Situation ergeben: Ein Mann, der als Tisch Tuch eine Zeitung aus dem Jahre 1946 benutzt, liest mit dem einen Auge auf der Tischdecke: „Die Deutschen sind noch gar keine guten Pazifisten, sie sind insgeheim noch verabscheuungswürdige Militaristen.“ Mit dem anderen Auge liest er in der neuen Zeitung: „Die Deutschen sind noch gar keine guten Militaristen, sie sind insgeheim noch Pazifisten.“ Ob die Idee mit dem Wachstum wirklich so gut ist...?

Karlchen hat allen Grund... sich schleunigst zu verduften, denn durch diesen Streich sind sämtliche Gemälde „namenlos“ geworden. Oder könnt ihr dem Aufseher beim Sortieren helfen? Zu jedem Bild gehört ein bestimmter Meister.



Buchstabenrätsel

Knie — Linse — Orkan — Pore — Tula — Rat — Rauch
Rast — Bart — Range — Trug.

Die vorstehenden Wörter sind durch Umstellen der einzelnen Buchstaben in Wörter anderer Bedeutung zu verwandeln. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, ein vorweihnachtliches Fest.

1							
2							
3							
4							
5							
6							
7							
8							

Auflösungen aus Nr. 15

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Moral, 5. Imker, 10. Aden, 12. Eule, 13. Eisbaer, 16. Sa, 18. Seher, 19. Mg, 20. Ort, 21. Der, 22. Hai, 23. Lt, 24. Tabak, 26. le, 27. Mineral, 29. Ulme, 31. Loge, 33. Maerz, 34. Eisen. Senkrecht: 1. Mausoleum, 2. Od, 3. Ree, 4. Anis, 6. Meer, 7. Kur, 8. el, 9. reagieren, 11. abheben, 14. Sedan, 15. Aerar, 17. Art, 19. Mal, 24. Tier, 25. Kali, 27. Mme., 28. Los, 30. ia, 32. Ge.

Farbenzerstreuung: Regenbogen.

Die uneinigen Schwestern sind die Lippen.

Endsilbentauschrätsel. BALSAM — KOBRA — NEGER — KARTEI — SILO — REIFEN — ZECHE — PLAKAT — PARKETT — IDEE — „MARIONETTE“.

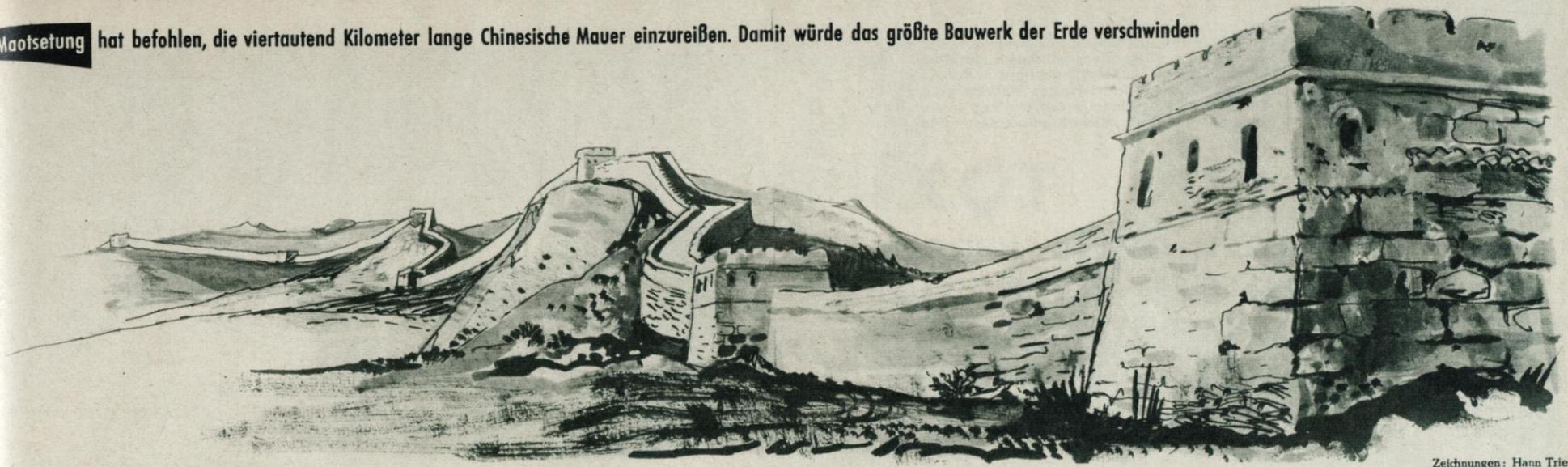
Ergänzungsrätsel

Durch Einsetzen entsprechender Buchstaben in die leeren Felder sind waagrecht Wörter folgender Bedeutungen zu bilden: 1. Scharotzer, 2. Erdgeschoß, 3. Berechtigung, 4. nicht geschütztes Wild, 5. Tat, 6. Zwiespalt, 7. Krankheitsfeststellung, 8. Blätterzierat in der Baukunst. Es ergeben hierauf die Diagonalen von links oben nach rechts unten und von links unten nach rechts oben je ein Fabeltier.

PREISAUFGABE!

Denkt daran, in dieser Nummer ist der fünfte Fehler zu finden.

Maotsetung hat befohlen, die viertausend Kilometer lange Chinesische Mauer einzureißen. Damit würde das größte Bauwerk der Erde verschwinden



Zeichnungen: Hann Trier

Von Sklaven erbaut ...

Zwei Jahrtausende Chinesische Mauer · Mondmenschen sahen sie mit bloßem Auge

Wie Astronomen erklären, ist die Chinesische Mauer das einzige von Menschenhand geschaffene Werk, das man vom Mond aus noch mit bloßem Auge auf dem Erdball erblicken könnte. Sie ist so riesengroß, daß man mit ihrem Material eine Mauer um den ganzen Erdball bauen könnte, von einem Meter Dicke und drei Meter Höhe. Englische Forscher haben vor hundertsechzig Jahren errechnet, daß diese Mauer mehr Granitsteine und Ziegel enthält als seinerzeit alle Gebäude Englands zusammen. Und ein amerikanischer Ingenieur stellte fest, daß man mit dem gleichen Arbeitsaufwand, den diese Mauer benötigte, den größten Teil der amerikanischen Straßen, Bahnen und Städte hätte bauen können.

Ein Weltwunder muß diese militärische Anlage genannt werden, die ohne Beispiel ist. Sie beginnt



Alle Toten wurden, der Einfachheit halber, gleich in die Chinesische Mauer eingegraben.

am Gelben Meer und erstreckt sich westwärts bis zum „Dach der Welt“, also fast bis an die tibetischen Gebirge. So trennt sie die Mongolei mit ihren einst gefürchteten räuberischen Horden vom eigentlichen China, trennt die „Barbaren“ vom „Reich der Mitte“. Mit all ihren Bögen und Abzweigungen ist die Mauer viertausend Kilometer lang. Sie würde also von London bis an den Ural reichen oder quer durch Amerika von Neuyork nach San Franzisko gehen.

Vor rund zweitausendzweihundert Jahren regierte in China der Kaiser Tsin, der ein Cäsar des Ostens war. Es gelang ihm, China zu einer machtvollen Einheit zusammenzuschließen, indem er alle Nachbarstaaten unterwarf und ihre Fürsten an seinen prunkvollen Hof zog. Er baute ihnen rund um sein Märchenschloß, das Tausende von Gemächern enthielt, herrliche Paläste und sorgte dafür, daß diese „Hunderttausend Mächtigen“ nie wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Er isolierte sie. Man erzählt sich, daß sie auf einem Platz von der Größe unseres Bodensees, also in einem ganzen Land errichtet, ein getreues Abbild der Milchstraße ergaben.

Aber im Norden hausten immer noch in den Wüsten und Steppen die räuberischen Nomaden, die Mongolen, deren Raubzüge das Reich des „Ersten Kaisers“ bedrohten. Zudem soll ein Orakel dem Kaiser Tsin verkündet haben, daß Barbaren seinen Untergang herbeiführen würden. Also entschloß er sich zum Bau einer gigantischen Schutzmauer, der größten, die je auf dem Erdball errichtet worden ist. Er ließ alle Kriegsgefangenen, Verbrecher und ihm unbequeme Leute zusammen-treiben und sie am Bau der Mauer einsetzen.

Unter unvorstellbaren Mühen wuchs der Wall langsam in die Höhe. Auf einem acht Meter breiten Untergrund von Quadersteinen erheben sich zwei fast zehn Meter hohe Ziegelmauern, deren Zwischenräume mit Lehm und Schutt ausgefüllt wurden. Da die Mauern nach oben etwas zusammenlaufen, ergibt sich so ein vier bis fünf Meter breiter Wehgang, auf dem notfalls ein ganzes Heer aufmarschieren konnte. Wo Granit fehlte, wurde mit Hilfe von Baumstämmen ein Lehmdamm errichtet, den kein Barbar übersteigen konnte. In den vorspringenden Wachtürmen standen die Bogenschützen, die jeweils zweihundert Meter der Mauer zu bewachen hatten.

Hunderttausende, ja Millionen Menschen sollen beim Bau dieses Schutzwalles elend umgekommen sein. Viele verhungerten, denn man erzählt sich, daß von hundert Reiswagen jeweils nur einige

den Arbeitsplatz erreichten; andere starben unter der Knute der Aufseher. Alle Toten wurden, der Einfachheit halber, gleich in der Mauer eingegraben, so daß man die Chinesische Mauer nicht zu Unrecht den größten Friedhof der Welt nennt. Schon nach rund zwanzig Jahren Bauzeit war der größte Teil der gewaltigsten Mauer der Welt fertig. Über alle Hindernisse, über Flüsse und Berge hinweg schützte sie des Kaisers Tsin Weltreich, eintausendvierhundert Jahre lang. Erst die Reiter Dschingis-Khans überrannten sie, und die Kaiser der Ming-Dynastie besserten die Mauer wieder aus und erweiterten sie. Heute ist sie nur noch ein Denkmal des Altertums, ein achties Weltwunder, das auf zweitausend Jahre chinesischer Geschichte herablickt. Maotsetung will sie ausradieren — wenn sie ihn nicht doch noch überlebt.

Hanswolf Obermüller



Millionen Arbeiter sollen beim Bau der Mauer elend umgekommen sein. Viele verhungerten. Andere starben unter der Knute. Von hundert Reiswagen erreichten nur einige den Arbeitsplatz.

ERZÄHLUNG

VON ZOLTAN NADANYI

Die Veilchengasse entlang gehend, gelangte ich vor die Realschule, die ein schöner großer roter Ziegelbau ist. Eine Berühmtheit unserer Kleinstadt. Aus den ebenerdigen Fenstern äugten Kinderköpfe, alle in die gleiche Richtung gewandt. Es war offenkundig, daß der Herr Professor erwartet wurde. Ich erkannte unter den vielen Karlchens Kopf und blieb vor ihm stehen.

„Was für eine Stunde habt ihr?“

„Mathematik.“

Die Antwort des kleinen Knaben klang, als sagte er: Zum Tod durch den Strang. Die Frühlingssonne streichelte die Kindergesichter. Die blühende schöne hohe Akazienallee, Gottes Fächer, bewegte sich im Wind. Süßer Duft wogte dahin, Akazienblüten rieselten nieder. Die Gesichter der Knaben waren frisch und seidig wie die Akazienblüten. Ich stand vor dem Fenster, als hätte ich mit der Realschule etwas zu tun. Mit dem Spazierstock an dem Sockel herumkratzend, dachte ich daran, daß dieser herrliche Sonnenschein hier im Nu erfrieren würde. Erfrieren vor der Kälte der Zahlen. Oh, diese Zahlen! Meine ewigen Feinde. Nicht nur meine, jedermanns Feinde. Alles Schlimme bringen die Zahlen über die Welt. Wenn man etwas zählen kann oder zählen muß, so ist schon der Teufel los. Zum Beispiel, wenn man seine Jahre zu zählen beginnt. Oder die Stufen. Das Geld aber verursacht deshalb soviel Unheil und Tragödien, weil es nur gezählt gut ist. Schon in meiner Kindheit, als ich zum erstenmal hatte zählen müssen, hatte ich den Zahlen den Krieg erklärt.

Deshalb tat es mir so wohl, unter den Fenstern zu bleiben; fühlte ich mich doch unter Kameraden. Diese Knaben hatten die Zahlen ebenso wie ich — zumindest jetzt, vor der Mathematikstunde. Plötzlich rief der eine: „Er kommt!“ Wie aufgeschreckte Spatzen stoben die Knaben von den Fenstern. Starre Stille löste das frohe Lärmen von vorhin ab. Die Fenster wurden in größter Eile geschlossen.

An der Straßenecke tauchte Direktor Kecskés auf. Er kam mit furchtbarem Schwung, hatte es immer eilig. Nun aber mochte es ihm besonders arg erscheinen, daß er sich verspätet hatte. Ich ging ihm entgegen. Er lüftete schon von weitem den Hut. Ich reichte ihm die Hand.

„Sie sehen fabelhaft aus, Herr Direktor.“

Er wurde verlegen. Seit Jahren begegnen wir einander jeden Tag, doch hatten wir bisher niemals ein Wort gewechselt.

Er errötete, verbeugte sich. Der steife Hut schlug klopfend gegen seinen Kopf. Herr Direktor Kecskés hat einen ungewöhnlich kleinen Kopf, und sein Hut ist sogar für diesen kleinen Kopf zu klein. Er erkundigte sich nach meinem Befinden, worauf ich erzählte, ich hätte im letzten Jahr insgesamt dreimal die Grippe gehabt. Und ich berichtete alles, was ich über die Grippe weiß. Mein Vortrag dauerte genau zehn Minuten; das konnte ich an der Turmuhr feststellen. Ich malte mir aus, welchen großen Gewinn jede Minute für die Knaben bedeute.

Während ich sprach, heuchelte Direktor Kecskés gespannte Aufmerksamkeit, doch gelang es ihm nicht ganz, seine Unruhe zu meistern. Ich bemerkte, daß er mit beiden Fäusten von innen beinahe das Taschenfutter des Überziehers zum Reißen brachte. Er schielte zu den Fenstern hinüber, in denen abermals die Kinderköpfe auftauchten.

Unvermittelt reichte er mir die Hand.

„Also, auf Wiedersehen. Ich habe Mathematikstunde.“

Ich packte einen Knopf seines Überziehers.

„Ich möchte, Herr Direktor, mit Ihnen über etwas sprechen.“

„Bitte“, sagte er dienstbeflissen.

Ich schob meinen Arm unter den seinen und veranlaßte ihn, dem Schulgebäude den Rücken zu kehren. Wir schritten dahin. Der Herr Direktor ließ den Kopf gravitätisch nach vorn hängen. Er erwartete etwas Bedeutsames.

„Ich habe von Ihnen etwas gelesen“, sagte ich verwegen.

Sein Gesicht wurde puterrot. Er fragte schamhaft: „Vielleicht in den Blättern für Volkserziehung?“

„Jawohl!“

„Was ich über die Schaffung der Kinderkrippen geschrieben habe?“

„Ja. Ja.“

„Welchen Eindruck hat es auf Sie gemacht?“

„Es hat mich direkt verblüfft. Nicht nur das Gedankliche, auch der Stil. Wie sind Sie auf diese Ideen gekommen?“

Direktor Kecskés wurde Feuer und Flamme. Er erzählte, daß er mit diesem Aufsatz in ein Wespennest gestochen habe, setzte mir lang und breit die Wichtigkeit der Krippen auseinander und wies immer wieder auf die Verständnislosigkeit der zuständigen Behörden hin.

Es war fünf Minuten nach viertel Elf. Die Kinder stürzten beinahe zu den Fenstern hinaus. Aber Direktor Kecskés hörte nichts und sah nichts, sondern redete nur und redete. Wir gingen auf einem kleinen Stück des Weges auf und ab zwischen dem Schulgebäude und der Straßenecke. Nunmehr hatte er sich in mich eingehängt, und sooft wir vor der Schule angelangt waren, drehte er mich mit einem Ringkämpfergriff um.

Der große Zeiger näherte sich langsam der römischen IX. Die Kinder kümmerten sich überhaupt nicht mehr um uns, wandten die Gesichter der Sonne zu. Direktor Kecskés erging sich in eifrigen Erklärungen, und ich pflichtete ihm mit geschlossenen Augen bei. So ist's! So ist's!

Plötzlich wurde ich aus meiner Gedankenversunkenheit davon aufgeschreckt, daß er mich an-

herrschte, mich mit schwer beleidigenden Ausdrücken beschimpfte und mich schließlich regelrecht verfluchte. Die Pest möge meine Knochen fressen. Aber es stellte sich heraus, daß dies nur ein Zitat aus seinem historischen Drama war, das er eben beendet hatte. Er mochte darüber schon längere Zeit gesprochen haben, doch hatte ich es nicht bemerkt. Ich hatte angenommen, daß wir noch immer bei den Kinderkrippen hielten.

Ein Fünfkakter mit Vorspiel. Morgen kommt er zu mir in die Wohnung und liest mir das Drama vor. Im selben Augenblick, da er mir dies versprach, ertönte das Mittaggläuten. Zugleich erscholl von der Schule her ein solches Dröhnen, als sei das Gebäude in die Luft geflogen. Die Kinder stürzten atemlos, befreit, jauchzend, brüllend an uns vorbei. Heim! Heim! (Aus dem Ungarischen von J. Klein)

Arm in Arm mit dem Direktor ...

Und Nansen baute dieses Schiff

Durch das unbekannte Polarmeer von den Neusibirischen Inseln bis zum Franz-Joseph-Land und weiter. Ob man auf diesem Wege Spitzbergen, Grönland oder sogar den Nordpol erreichen könnte? Dort war die Jeannette-Expedition tragisch gescheitert, aber Trümmer des Schiffes wurden in Grönland angespült. Darauf stützte Nansen seinen kühnen Plan: Die Wrackteile sind nicht durch einen Zufall nach Westen getrieben, sondern mit einem Strom, der das nördliche Eismeer von Ost nach West durchzieht. Man müßte nur ein Schiff bauen, das stark genug ist, dem Druck der riesigen Eismassen standzuhalten, ein Schiff, mit dem man sich einfrieren läßt, um dann im Eis zu driften. Und Nansen baute dieses Schiff: die berühmte „Fram“ verläßt den Heimathafen, und eine abenteuerliche Fahrt beginnt. Nansens Bericht, seine schlichte, ungekünstelte Darstellung, gibt ein unmittelbares Bild von dem Leben einer Handvoll mutiger Männer in den Eiswüsten des Nordens. Als es sich aber zeigt, daß die Drift weit südlich des Nordpols vorbeiführt, da hält es Nansen nicht mehr auf dem sicheren Schiff. Er

zieht mit nur einem Kameraden, ein paar Hunden und zwei Schlitten dem Nordpol zu. Die Kleidung friert zu einem knisternden Eispanzer, die steifen Ärmel scheuern tiefe Wunden in die Handgelenke. Der Marsch wird zur Qual, die Vorräte schwinden, die Hunde müssen einer nach dem anderen, entkräftet, getötet werden. Auf 86° 14' nördlicher Breite kehren die beiden Norweger um, nachdem sie auf dem nördlichsten Punkt der Erde gestanden haben, den der Mensch bis dahin erreicht hatte. „Welcher Dämon ist es, der die Fäden unseres Lebens zusammenwebt, der uns täuscht und uns stets auf Wege hinausschickt, die wir nicht selbst gewählt haben, die wir nicht zu gehen wünschen? War es nur das Pflichtgefühl, das mich drängte? O nein! Ich war einfach ein Kind, das Abenteuer in unbekanntem Gebieten suchte, das so lange davon träumte, bis es schließlich glaubte, es habe das Abenteuer wirklich gefunden ...“

Fridtjof Nansen. „In Nacht und Eis“, Verlag Eberhard Brockhaus, Wiesbaden, 379 Seiten, 35 Abbildungen im Text und auf Tafeln, eine mehrfarbige Karte, Ganzleinen 16 DM.

Toxi spielt Toxi in „Toxi“. Denn Toxi ist eines von Deutschlands 3100 schwarzen Kindern. Aber eines von den Glücklicheren — es hat liebe Pflegeeltern gefunden. Flüchtlinge! Die Film-Toxi gehört auch zu den Glücklichen. Auch sie findet Pflegeeltern und zum Schluß sogar ihren richtigen Vater. Ein Film über eines der schwierigsten Nachkriegsprobleme mit einem im Leben seltenen Happy-End. Der Film berührt das Problem nur an der Oberfläche. Und er verniedlicht es. Aber er macht wenigstens aufmerksam. Das ist schon etwas.

TOXI

DER FLEGEL, ONKEL THEODOR
DIE HEILIGEN DREI KÖNIGE
UND DER TANKSTELLENBESITZER



Der Flegel ist nur ein kleiner Flegel. Er tut, was alle gedankenlosen Flegel tun, er streckt dem Negerlein Toxi die Zunge heraus, bloß weil es ein Negerlein ist, genau so wie er jedes rothaarige, o-beinige oder brillentragende Kind ärgern würde. Diese Art Flegelerei wird mit zunehmender Vernunft und Lebenserfahrung aussterben. Bei den meisten wenigstens.

Fotos: Allianz-Film GmbH.



Onkel Theodor aber ist ein großer Flegel. Er bringt Toxi aus seinem neuen, warmen Nest in ein kaltes Fürsorgeheim. Dr. Jendrichs' Abneigung gegen Toxis Hautfarbe kommt aus den überheblichen, mittlerweile Gott sei Dank überlebten Rassen- und Familienhehre-Ideen vergangener Zeiten. Von ihrer leiblichen Mutter ausgesetzt, war Toxi in Jendrichs' Familie zunächst aufgenommen worden.



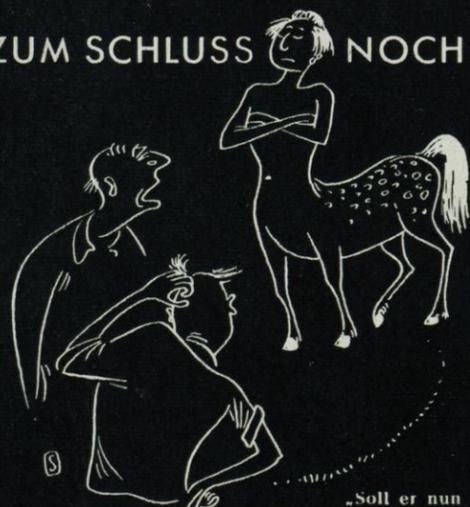
Gewissensbisse plagen Dr. Jendrichs dann doch. Er bringt Toxi wieder zurück in seine Familie. Weihnachten darf sie sogar einen der Heiligen Drei Könige spielen. Aber einen weißen. Den schwarzen spielt ein schwarzgemachtes weißes Kind.

Große Weihnachtsüberraschung ist das Heiligabend-Geschenk des Drehbuches: Papi kommt. Der richtige schwarze Papi aus Amerika. Er hat drüben eine Tankstelle, Toxis Vater, der endlich kommt, spielt der Boxer Al Hoosman.



ZUM SCHLUSS NOCH EINMAL OLYMPISCH

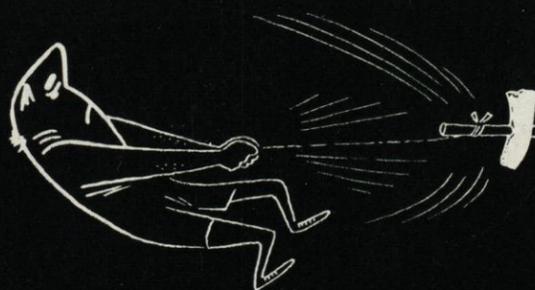
von Otto Schwalge



„Soll er nun beim Reitturnier oder beim 10 000-Meter-Lauf mitwirken?“



„... und welchem Umstand verdanken Sie Ihren überraschenden Sieg?“ — „Wenn Sie es keinem weitererzählen — einer Wespe!“



Der Pedant

AUFWÄRTS

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES
Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln, Breite Straße 70; Verlagsleitung: Georg Reuter; Schriftleitung: Hans Treppe, Telefon 21 15 88, 21 16 88, Fernschreiber: 088 562. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunk-tionären und Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rück-porto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.